

# DIE SAKRAMENTE DER KIRCHE UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DAS CHRISTLICHE LEBEN

*Einkehrtage in Kallenhardt am 25. August 2007 (3 Vorträge), am 12. April 2008  
(3 Vorträge) und am 22. August 2009 (4 Vorträge)*

*Univ.-Prof. Dr. Joseph Schumacher*

## 7. VORTRAG: DAS SAKRAMENT DER EHE

### I. TEIL

Während die ersten fünf Sakramente zur Heiligung des Einzelnen eingesetzt sind, sind die zwei letzten zur Heiligung der Gemeinschaft eingesetzt. Die Priesterweihe dient der Begründung, dem Wachstum und der Vollendung des göttlichen Gnadenlebens, die Ehe der Fortpflanzung und der Erhaltung des natürlichen Lebens. Dabei verleihen die Taufe, die Firmung, die Priesterweihe und auch die Ehe der Seele eine dauernde Beziehung zu Christus und zur Kirche.

Die Ehe und die Priesterweihe begründen die zwei Stände in der Kirche. Sie stehen nicht in Spannung zueinander - für manche ja, aber nicht im Kontext der Überlieferung der Kirche -, sie sind vielmehr aufeinander hingeeordnet. Der Priesterstand bedingt den Ehestand, und der Ehestand bedingt den Priesterstand. Ist es schlecht um den Priesterstand bestellt, ist es auch schlecht bestellt um den Ehestand. Gerade das erfahren wir heute in schmerzlicher Weise.

Wenn das Sakrament der Ehe seinen tiefsten Sinn aus seinem Dienstcharakter empfängt, so ist das nicht anders bei dem Sakrament der Priesterweihe. Die beiden Standessakramente der Kirche sind, wie gesagt, aufeinander hingeeordnet. Das sie miteinander verbindende Element ist der Dienst oder die selbstlose Hingabe. Dabei ist im einen wie im anderen Fall die entscheidende Verpflichtung der Dienst am Leben, im einen Fall der Dienst am natürlichen Leben, im anderen Fall der Dienst am übernatürlichen Leben. Dabei ist zu bedenken, dass, wie es Papst Johannes Paul II. ausdrückt, „die der menschlichen Sexualität eingeschriebene Zeugungsfähigkeit ... ein Zusammenwirken mit der Schöpferkraft Gottes ist“<sup>1</sup>, denn, wo immer ein neuer Mensch ins Dasein tritt, da ist es Gott, der die Seele erschafft. Dabei beschränkt sich

der Dienst der Eltern nicht auf die Weitergabe des natürlichen Lebens in der Wirkgemeinschaft mit dem Schöpfer, denn in der Erziehung ihrer Kinder sorgen sie auch für den Fortbestand der Kirche und üben so einen entscheidenden Dienst am Glauben aus. Von daher verwirklichen sie in prägnanter Weise das allgemeine Priestertum der Gläubigen. In diesem Sinne nennt das II. Vatikanische Konzil die Familie gleich zweimal eine Schule des Apostolates<sup>2</sup>.

Gern sagt man heute, Ehe und Familie befänden sich in einem Umbruch. Richtiger ist es jedoch, hier von einem Verfallsprozess zu sprechen, der, wenn er nicht angehalten wird, die Zukunft der Menschheit zerstört und zugrunde richtet. Das gilt zunächst für die westliche Welt, wird aber in wachsendem Maß zu einem weltweiten Problem.

Im Jahre 1990 wurden in Deutschland über eine halbe Million Ehen geschlossen, nämlich 516 388, im Jahre 2005 waren es gerade noch 388 451. Die Scheidungsrate betrug im Jahre 1990 nicht ganz ein Viertel, nämlich 23,8 % der geschlossenen Ehen, im Jahre 2005 erhöhte sie sich auf über die Hälfte, genau auf 51,9 % der geschlossenen Ehen. Der Hauptgrund war der, dass die Ehefrauen mit ihren Männern unzufrieden waren. Was die hohe Scheidungsrate für die Kinder bedeutet, die durch die Scheidung der Eltern heimatlos werden, darüber denkt man allzu wenig nach. In erster Linie sind die Kinder die Leidtragenden der Ehescheidungen. Der Trennungsschmerz der Eltern nagt fortwährend an ihrer Seele. Verhängnisvoll sind die Folgen für das spätere Partnerschaftsverhalten dieser Kinder. Mit ihnen entstehen Generationen, die nicht mehr bindungsfähig sind. Auch das ist hier zu bedenken: In den so genannten Patchwork-Familien, in denen die Kinder aus den Scheidungsfamilien zusammengewürfelt werden, findet der Friede nur selten einen Hort. Tiefe Wunden hinterlässt die Scheidung auch bei den Eltern, jede Scheidung, auch wenn sie sich äußerlich darüber hinwegsetzen.

Bedingt durch die zahlreichen Ehescheidungen, aber auch durch die immer häufigere Erzeugung von Kindern außerhalb der Ehe, gibt es immer mehr überforderte Alleinerziehende. Nach einer neueren Studie werden in Großbritannien 44 % aller Kinder von unverheirateten Müttern zur Welt gebracht und hat jedes fünfte Brautpaar, das sich vor dem Traualtar das Jawort gibt, bereits ein Kind oder mehrere Kinder<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> L' Osservatore Romano vom 18. September 1983.

<sup>2</sup> Lumen gentium, Nr. 35; Apostolicam actuositatem, Nr. 30.

<sup>3</sup> Kath.net vom 27. Juli 2009.

In den Familien gibt es heute in wachsendem Maße Zerwürfnisse zwischen den Eltern und ihren heranwachsenden Kindern, die in nicht wenigen Fällen die Familien schon sehr früh auseinanderführen. Oft verhärten die Kinder sich in ihrer Abkehr von den Eltern, die in immer größerer Zahl vereinsamen und verbittert werden.

Unaufhaltsam sinkt die Geburtenrate in Deutschland. Derzeit liegt sie bei 1,35. Im Jahre 2008 erreichte die Geburtenzahl den zweitniedrigsten Stand der Nachkriegszeit. Nur im Jahre 2006 wurden noch weniger Kinder geboren, im Jahre 2006 hatte die Geburtenzahl in Deutschland den tiefsten Stand in der Nachkriegsgeschichte. Dank dieser Situation sind wir unfähig geworden, uns selber zu erhalten und, wenn nicht eine unerwartete Wende eintritt, in absehbarer Zeit zum Aussterben verurteilt.

Es gibt in Deutschland 40 % Männer bis 40 Jahren, die nicht heiraten, keine Kinder haben wollen und auch keine Verantwortung übernehmen wollen. Etwa 40 % der Frauen entscheiden sich gegen Kinder und für Erwerbstätigkeit. Nur noch in 18 % der Hamburger Haushalte gibt es Kinder.

Dabei sind die jungen Menschen alles andere weniger als ausgeglichen und optimistisch. Man hat von einer epidemisch ansteigenden Depressionsrate bei den jungen Menschen gesprochen. Ja, schon ein Großteil der Kinder erweist sich als psychopathisch. Nicht wenige von ihnen wachsen nicht nur ohne Religion, sondern auch ohne Moral auf. Eine nicht unbedeutende Zahl der Erstklässler ist nicht sozialisiert. Häufig erweisen sich bereits Schulkinder als kriminell. Die Disziplinschwierigkeiten der Lehrer sind übergroß und rauben vielen von ihnen den Idealismus, so dass sie in wachsendem Maß, wenn sie es irgendwie ermöglichen können, den Weg der Frühverrentung wählen.

Allgemein sind Brutalität und Kriminalität bei den jungen Menschen im Wachsen begriffen. Nicht selten übersteigen die Gewalt- und Krawallexzesse der jungen Menschen die Wehrhaftigkeit der örtlichen Behörden. Bei den Jugendlichen verbreitet sich heute eine merkwürdige Praxis, das „happy flapping“. Dieses besteht darin, dass sie einen Gleichaltrigen zusammenschlagen und demütigen und das ganze Szenario mit einem Handy filmen.

Ein besonderes Kapitel sind die Nikotin- und Alkoholexzesse bei Kindern und Jugendlichen. Sie begegnen uns heute schon im kleinsten Dorf.

Die totale Sexualisierung des öffentlichen Lebens, wie sie derzeit vor allem in den Massenmedien und auch durch die Mode und in der Werbung vorangetrieben wird, wird immer unverschämter. Unsere Gesellschaft leidet an einer übersteigerten Sexualität. Daran sind die Schulen mit ihrer „Sexualerziehung“, die sich nicht als Erziehung, sondern als sexuelle Bedürfnisweckung darstellt, nicht gerade unschuldig. Die Sexualerziehung versteht die sexuelle Lust weithin als Konsumartikel, wie es der öffentlichen Meinung entspricht, und führt zu verfrühter sexueller Aktivität. De facto zerstört sie das Schamgefühl der Kinder und Jugendlichen und stimuliert sie in verhängnisvoller Weise zu sexuellem Tun, bewusst oder unbewusst<sup>4</sup>.

Die gegenwärtige Sexualisierung des öffentlichen Lebens und die damit verbundene Banalisierung der Sexualität trägt totalitäre Züge. Sie ist ein wesentliches Moment der Propagierung des New Age, der „sanften Verführung des Wassermannes“. Bewusst ist sie gegen das Christentum gerichtet, das der Exponent des Zeitalters der Fische ist, das durch das Zeitalter des Wassermanns abgelöst werden muss, speziell gegen das katholische Christentum, das dank seiner zentralen Leitung in der Gestalt des Petrusamtes nicht so leicht der Versuchung erliegt, sich dem Zeitgeist anzupassen, und das ohnehin nuancierter ist als die anderen christlichen Denominationen. Es ist bezeichnend, dass die konsequente Ablehnung der Abtreibung, die ein natürliches Kind der Sexualisierung der Öffentlichkeit ist, heute im Blick auf das gesellschaftliche Spektrum nur noch in der katholischen Kirche, zumindest offiziell, einen Hort hat. Vielleicht ziehen hier noch einige kleinere christliche Freikirchen und Denominationen mit, die offizielle Auffassung der Protestanten ist indessen die, dass man der Frau die Entscheidung über Leben und Tod ihres Kindes überlassen muss<sup>5</sup>.

Im Grunde ist auch die Homosexualität, die sich heute offensiv ausbreitet, die in der Forderung der so genannten Homo-Ehen und der Adoption von Kindern in solchen Verbindungen kulminiert, ein Kind der übersteigerten Sexualität, wenngleich deren Aktivisten das leugnen,

---

<sup>4</sup> Kein Geringerer als Sigmund Freud (+ 1939) erklärt: „Der Verlust des Schamgefühls ist das erste Zeichen von Schwachsinn ... Kinder, die sexuell stimuliert werden, sind nicht mehr erziehungsfähig; die Zerstörung der Scham bewirkt eine Enthemmung auf allen anderen Gebieten, eine Brutalität und Missachtung der Persönlichkeit des Mitmenschen“ (Sigmund Freud, Gesammelte Werke, Bd. VII, Frankfurt/M 1972, 149). In solcher Sexualerziehung, in der die Zerstörung der natürlichen Scham erfolgt, die das Geheimnis umgibt, wird das Geheimnis breit getreten, wird gewaltsam ans Licht gezerrt, was Kinder weder sehen wollen noch verstehen können. Das gilt im Grunde auch für die Jugendlichen.

<sup>5</sup> Vgl. Eva Hermann, Über diese Dinge gibt es keine Diskussion, Vortrag in Frankfurt am Main, gehalten am 16. Mai 2009. Eva Hermann war früher Nachrichtensprecherin des Norddeutschen Rundfunks und kämpft heute engagiert für die Wiederherstellung der Ideale von Ehe und Familie. Eine kurze Zusammenfassung des Vortrages brachte kreuz.net am 18. Juli 2009.

ja, eine solche Äußerung gar kriminalisieren und das teilweise mit Erfolg<sup>6</sup>. Auch die Propagierung der Homosexualität ist ein wesentlicher Programmpunkt der New-Age-Mission.

Die Kirche lässt sich in dem Maß von der Strategie des New Age infizieren, in dem sie ihre innere Substanz verliert, in dem Maß, in dem der Glaube in ihr zerfällt und zusammenbricht. Genau darauf spekuliert die Strategie der sanften Verschwörung des Wassermanns. Wo immer sich in der Kirche und im Christentum die sexuelle Unmoral breit macht, da geschieht das deshalb, weil es im Grunde um den Glauben geschehen ist. Letztlich aber ist es da um eine positive Antwort auf die Gottesfrage geschehen. Das heißt: Das Problem ist eigentlich die Leugnung der Existenz Gottes, ausdrücklich oder einschlussweise, anders gesagt: die Infragestellung der philosophischen Grundlegung des christlichen Glaubens.

Die Sexualisierung der Öffentlichkeit und die damit verbundene Banalisierung der Sexualität ist also nicht ein Zufallsprodukt unseres kulturellen Verfalls, sie ist vielmehr ein wichtiger Programmpunkt des New Age. Die Sexualität wird da zu einem reinen Konsumgut abgewertet und die Kinder werden schon früh auf die Sexualität fixiert. Charakteristisch ist hier die maßgebliche Aufklärungsbroschüre des österreichischen Bundesministeriums für Gesundheit, die den Titel trägt: „Ich bin scharf auf dich“. Ehe, Familie und Verantwortung für die Zukunft geraten hier völlig aus dem Blickfeld. In anderen Ländern und Regierungen geht es in dieser Hinsicht nicht anders zu. Weithin identifiziert sich auch die Kirche mit dieser Tendenz und Praxis, zumindest schweigt sie dazu und bedenkt dabei nicht, dass das letzten Endes der Tod ihrer Verkündigung ist. Hier liegt auch wohl der entscheidende Grund dafür, dass die Kinder und Jugendlichen der Kirche fernbleiben.

Festzuhalten ist, dass hinter den ungestümen Forderungen nach einer aufgeklärten Sexualmoral, die faktisch eine totale Umkehrung ihrer Normen darstellt, womit man den moralischen Zusammenbruch intellektuell oder besser: ideologisch rechtfertigen will, die Strategie des Wassermanns steht. Die isolierte sexuelle Lust, wie immer sie sich darstellt, avanciert da zum höchsten existentiellen Wert. Vielfach füllt sie das religiöse Vakuum aus und tritt an die Stelle der religiösen Überzeugung, an die Stelle der Glaubenstheorie und der Glaubenspraxis. Entlarvend sind hier die Sex-Skandale in der Kirche der Vereinigten Staaten, die vor einigen Jahren die Öffentlichkeit erschütterten, die letztlich eine Konsequenz der inneren Entwicklung

---

<sup>6</sup> Andere Ursachen mögen frustrierende Erlebnisse mit dem anderen Geschlecht sein oder frühe Verführung, zuweilen auch eine konstitutionelle Disposition, die dann durch entsprechende äußere Ereignisse aktiviert wird. Dass es sich hier um eine neutrale Spielart der Natur handelt, wird man nicht plausibel machen können.

hin zu einem vielleicht noch ein wenig christlich gefärbten Agnostizismus sind. Dass man an diesen innerkirchlichen Sex-Skandalen in der Öffentlichkeit Anstoß nimmt, ist eigentlich inkonsequent, es sei denn, man versteht dieses Faktum nicht als Teil einer Strategie der Zerstörung der Kirche<sup>7</sup>.

Dem geschilderten Desaster liegt ein neues Familien- und Frauenbild zugrunde, wie es durch die derzeitige Politik von Angela Merkel und Ursula von der Leyen forciert wird, wenn dieses neue Familien- und Frauenbild nicht gar eine Frucht des geschilderten Desasters ist. Das Desaster wird in jedem Fall durch diese Politik gefördert. Bezeichnend ist, dass sich hier die Vertreter einer christlich firmierenden Partei völlig einig sind mit den Sozialdemokraten. Um nur einen Punkt herauszugreifen: Statt den Müttern ein Erziehungsgeld zu zahlen, fördert man deren Erwerbstätigkeit und schafft ein flächendeckendes System von Kinderkrippen, das weit mehr Geld verschlingt als das Erziehungsgeld für Mütter verschlingen würde. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass hier der Totalitarismus der sozialistischen so genannten Deutschen Demokratischen Republik ein neues Betätigungsfeld gefunden hat. Hier will man nicht wahrhaben, dass die elterliche Erziehungsarbeit in jedem Fall billiger ist als die „Erziehungsarbeit“ der Erzieherinnen in den Kinderkrippen, ganz abgesehen davon, dass die Kinderkrippen mit Sicherheit ein weites Feld für die Ideologisierung der Kinder darstellen. Schlimm ist dabei, dass das Kollektiv der Kinderkrippe, des sich anschließenden Kindergartens und der dann folgenden Ganztageschule die Kinder und Jugendlichen kollektivieren und den Raum ihrer Begegnung mit den Eltern immer mehr einengen. Möglicherweise kommt die Einsicht erst dann, wenn die Entwicklung irreversibel geworden ist.

Was die Zerstörung von Ehe und Familie angeht, spielen heute auch die Europäische Union und das Europa-Parlament eine unrühmliche Rolle, sofern sie die Frauenarbeit fördern, die Abtreibung, die künstliche Familienplanung, die embryonale Stammzellenforschung, die künstliche Befruchtung und die Homosexualität. Abtreibung wird hier als wichtiges Thema der Volksgesundheit und der Rechte der Frau verstanden. In diesem Kontext steht auch die Förderung der Embryonen-Selektion durch das Europa-Parlament, der künstlichen Erzeugung von Menschen „in vitro“ sowie der genetischen Auslese der Menschen und der Eugenik. Nüchtern betrachtet, erkennt man hier eindeutig totalitäre Tendenzen. Es ist nur konsequent, wenn man die Ehe hier weithin als eine von vielen Lebensgemeinschaften versteht und die Sonderstellung, die sie gemäß dem Willen des Schöpfers einnimmt, faktisch leugnet, wenn

---

<sup>7</sup> Joseph Schumacher, Esoterik - Die Religion des Übersinnlichen. Eine Orientierungshilfe nicht nur für Christen,

man davon ausgeht, dass überall da Familie ist, wo Kinder sind, und dass sich heute legitim verschiedene Modelle des Zusammenlebens gebildet haben.

Man stellt sich damit indessen gegen die unvoreingenommene Vernunft und gegen die Heilige Schrift. Welch eine andere Bestimmung sollte die geschlechtliche Differenzierung des Menschen haben als die von Ehe und Familie? Im Buch Genesis lesen wir: „Gott schuf den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1, 27). Der Auftrag Gottes an die ersten Menschen lautet: „Seid fruchtbar und vermehret euch ...“ (Gen 1, 28). Ehe und Familie sind nicht eine Erfindung des menschlichen Geistes, sie entsprechen vielmehr dem Plan des Schöpfers, sind von daher in der Vernunft des Menschen und in der göttlichen Offenbarung verankert, damit aber der Beliebigkeit unseres Handelns und Gestaltens entzogen.

Nach dem Zeugnis der Bibel sollen sich Mann und Frau als Abbild des Schöpfergottes erkennen und ihren Ehebund in Analogie des Bundes Gottes mit seinem Volk bzw. Christi mit seiner Kirche verstehen. Darin ist bereits die Unauflöslichkeit der Ehe enthalten sowie die Monogamie und die Fruchtbarkeit der ehelichen Liebe, ist doch auch der Bund Gottes mit seinem Volk irreversibel und als Zweierbündnis auf Fruchtbarkeit hin finalisiert.

Die Unauflöslichkeit der Ehe wie auch die Einehe und die Fruchtbarkeit der Ehe sind heute indessen grundlegend in Frage gestellt.

Die Ehescheidung ist zu einem Massenphänomen geworden. Die Gesetzgebung der Länder erleichtert sie auf der ganzen Linie und die Massenmedien banalisieren sie. Vorangetrieben wird diese Entwicklung nicht zuletzt auch durch die Normativität des Faktischen. Immer mehr gilt eine lebenslange Ehe als Illusion. Die „Ehe auf Probe“, die „Lebensabschnitts-Partnerschaften“ und die „Wochenend-Partnerschaften“, in denen es keinerlei rechtliche und moralische Verbindlichkeit gibt, werden mehr und mehr als normal angesehen. Viele Ehen werden heute auch geschlossen mit dem Vorbehalt, dass man sich gegebenenfalls wieder trennen kann, was freilich im Hinblick auf das Sakrament der Ehe eine irritierende Wirkung hat.

Die Ehe wird heute vielfach als solche nicht mehr gewollt. Viele ziehen zusammen, ohne zu heiraten, und verhindern die Fruchtbarkeit. Und wo man noch heiratet, da hält man nicht viel

von der Fruchtbarkeit. 14,5 Millionen Deutsche leben allein, 37 % der Haushalte in Deutschland sind Single-Haushalte, 33,8 % sind Zwei-Personen-Haushalte. Die Familien oder Paare mit mindestens einem Kind bilden weniger als 30 % der Haushalte in Deutschland. Die Folge davon ist eine stark individualisierte Gesellschaft mit den entsprechenden Bedürfnissen, Interessen, Ansprüchen und Zielen. Faktisch ist eine mehrköpfige Familie dank unserer fragwürdigen Familienpolitik der einfachste Weg, sich selbst zu ruinieren. Die öffentliche Herabsetzung der Nur-Hausfrau ist eine Tragödie. Die sozialen und ökonomischen Konsequenzen dieser Situation sind fatal.

Hier ist auch an die künstliche Erschwerung der Adoption zu erinnern. Das muss gesehen werden in Zusammenhang mit der Verhütungsmentalität und der grundlegenden Zerstörung von Ehe und Familie. Gerade im Blick auf Ehe und Familie erkennen wir, wie krank unsere Gesellschaft ist<sup>8</sup>.

Wie chaotisch die Wertung der Ehe in der Gegenwart auch in der Kirche sich darstellt, geht aus einer Notiz des Internet hervor, in der darauf hingewiesen wird, dass der Jugendseelsorger der Diözese Feldkirch, ein Herr von 70 Jahren, namens Elmar Simma, in einem Interview festgestellt habe, die Unterscheidung zwischen natürlicher und künstlicher Empfängnisverhütung sei nicht mehr haltbar, ebenso wenig die Unterscheidung vor der Ehe und nach der Ehe, man müsse in diesem Bereich weiterdenken, das gälte speziell auch für den Gebrauch von Kondomen. Auf die Frage des Interviewers, ob sein Bischof auch so denke, habe er geantwortet, das interessiere ihn nicht. Schließlich habe der Interviewte noch erklärt, wegen seiner individuellen Position hinsichtlich von Ehe und Familie verteile er auch Kondome, er tue das allerdings über eine Organisation<sup>9</sup>. Sollte die Information nicht der Wahrheit entsprechen, ist sie jedoch nicht untypisch, in jedem Fall aber extrem irritierend.

Hinsichtlich der verbreiteten Verachtung der Ehe als Institution sei hier auf das Verhältnis des französischen Philosophen Jean-Paul Sartre (+ 1980) zu seiner „Lebensgefährtin“ Simone de Beauvoir (+ 1986) hingewiesen, das Schule gemacht hat und weiterhin Schule macht. In ihm plädierte Sartre für die „freie Treue“. Damit wollte er Simone suggerieren, dass sie beide zwar zusammengehörten, dass ihre Treue jedoch nicht zu einer Fessel werden dürfe, weshalb er sich in seiner „freien Treue“ immer wieder neben seinem Verhältnis zu Simone Liebschaften

---

<sup>8</sup> Vgl. auch Stefan Baier, Kinder arm und lebensmüde, in: Schweizerisches Katholisches Sonntagsblatt 13, 2009 (vom 28. Juni 2009).

<sup>9</sup> Kreuz.net vom 16. Juli 2009.



zuerkannte. Dabei ist die ablehnende Haltung der Beiden zum Kind, im Grunde genommen aber auch zueinander ganz bezeichnend. In einem Interview erklärte Simone de Beauvoir einst: „Meine Beziehung zu Sartre war solcher Art - auf einer intellektuellen Basis und nicht auf einer institutionellen und was auch immer - dass ich nie den Wunsch nach einem Kind hatte. Ich hatte keine große Lust, eine Reproduktion von Sartre zu haben - mir genügte er selbst - und auch keine Lust, eine Reproduktion von mir zu haben: ich genügte mir“<sup>10</sup>.

Eine unheilvolle Rolle spielt hier auch „salva reverentia“ die so genannte Königsteiner Erklärung des deutschen Episkopates, wodurch die Enzyklika „*Humanae Vitae*“ aus dem Jahre 1968 unterlaufen wurde. Damals begann die Selbsterstörung der Autorität in der Kirche auf höchster Ebene. Die Bischöfe kündigten dem Papst den Gehorsam auf und stellten dessen Norm dem persönlichen Gewissen anheim. Die negativen Folgen dieser Aktion sind gar nicht hoch genug einzuschätzen, nicht nur im Hinblick auf die Ehe und die Familie und die Weitergabe des Lebens, auch und vor allem im Hinblick auf die Lehre vom Gewissen. Die Bischöfe meinten damals, der Papst werde der Lebenswirklichkeit von heute nicht gerecht. Dabei übersahen sie, dass zu keiner Zeit die moralischen Normen der Kirche von dem Gros der Menschen bejubelt wurden. Zudem: Die Wahrheit ist doch unabhängig von ihrer Akzeptanz. Faktisch richtet sich die Pastoral heute allerdings vielfach nach den Marktgesetzen.

Zementiert wurde die Königsteiner Erklärung durch den II. Band des Katholischen Erwachsenen-Katechismus, der im Jahre 1995 von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegeben wurde<sup>11</sup>. Deutlich tritt hier an die Stelle der Normativität des Lehramtes der Kirche die „Bildung eines selbständigen Gewissens“<sup>12</sup>. Natürlich gilt, dass niemand verpflichtet werden kann, gegen den Spruch seines Gewissens zu handeln, wenn er etwa guten Gewissens zu der Überzeugung gelangt, die vom Lehramt verkündete Handlungsnorm sei in sich schlecht. Das ist jedoch ein Grenzfall. Normalerweise darf sich der Katholik nicht auf sein Gewissen berufen, um von der Norm der Kirche abzuweichen. Rückt man von dieser Überzeugung ab, wird aus der lehramtlichen Norm nicht mehr als eine beachtenswerte, in die Urteilsbildung einzubeziehende Anweisung für den Einzelnen, womit das Lehramt grundsätzlich unterminiert und

<sup>10</sup> Vgl. Karl Simpfendorfer, *Verlust der Liebe*, Stein am Rhein 1990, 25 ff.; vgl. Anton Ziegenaus, *Die Heilsgewenheit in der Kirche. Sakramentenlehre*, Aachen 2003, 538.

<sup>11</sup> *Katholischer Erwachsenen-Katechismus*, Bd. II: *Leben aus dem Glauben*, Hrsg. von der Deutschen Bischofskonferenz, Freiburg i. Br. 1995.

<sup>12</sup> Ebd., 127 ff; vgl. Giovanni B. Sala, *Kontroverse Theologie*, *Ausgewählte theologische Schriften*, Bonn 2005, 142 – 154.

die Lehre vom Gewissen zur Beliebigkeit des moralischen Handelns geführt wird. De facto wird dann der Einzelne zum Richter über das Lehramt erhoben.

Demgegenüber erklärt Papst Johannes Paul II. in einer Ansprache am 12. November 1988: „Da das Lehramt der Kirche von Christus dem Herrn eingesetzt worden ist, um das Gewissen zu erleuchten, bedeutet die Berufung auf dieses Gewissen, gerade um die vom Lehramt verkündete Lehre zu bestreiten, eine Ablehnung der katholischen Auffassung vom Lehramt als auch vom sittlichen Gewissen“<sup>13</sup>. In der Instruktion über die kirchliche Berufung des kirchlichen Theologen schreibt die Kongregation für die Glaubenslehre im Jahre 1990: „Dem Lehramt der Kirche ein oberstes Lehramt des Gewissens entgegenstellen heißt, den Grundsatz der freien Prüfung vertreten, was aber mit der Entfaltung der Offenbarung und ihrer Weitergabe in der Kirche ... unvereinbar ist. Die Glaubensaussagen sind nämlich nicht das Ergebnis einer rein individuellen Forschung und freien Kritik des Wortes Gottes, sie bilden vielmehr ein kirchliches Erbe. Wenn man sich von den Hirten trennt, die die apostolische Überlieferung lebendig halten, setzt man die Verbindung mit Christus unwiderruflich aufs Spiel“<sup>14</sup>.

Abgesehen davon, dass die Königsteiner Erklärung ein Affront gegen eine verbindliche Glaubenslehre ist, wie sie von Papst Paul VI. bezeugt worden ist in seiner Enzyklika, untergraben die Bischöfe mit ihr die Autorität, die sie selber vertreten und für die sie einstehen müssen kraft ihres Amtes.

Gegenüber den zahlreichen verheerenden Irrtümern über Ehe und Familie sowie gegenüber deren Verfall, der weithin künstlich herbeigeführt ist, zumindest gefördert wird, sagt uns die Vernunft und die Offenbarung bestätigt es uns, dass die Dualität der Geschlechter und die Sexualität auf die Ehe und die Familie hin finalisiert sind und dass die kulturelle Ausgestaltung der Geschlechtlichkeit ein wesentliches Element des Menschseins ist. Die geschlechtliche Differenzierung der Menschen hat ihre Bestimmung in der Ehe, die ihrerseits auf die Familie hin ausgerichtet ist. In der Ehe und in der Familie wird sie humanisiert. Erfolgt diese Humanisierung nicht, kann es keine Zukunft geben für die Menschheit. In der Förderung von Ehe und Familie geht es letzten Endes um die Rettung des Menschen im Menschen.

---

<sup>13</sup> Papst Johannes Paul II., Ansprache vom 12. September 1988; vgl. Giovanni B. Sala, *Kontroverse Theologie, Ausgewählte theologische Schriften*, Bonn 2005, 154.

<sup>14</sup> Kongregation für die Glaubenslehre, Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen vom 24. Mai 1990, Nr. 38; vgl. auch Giovanni B. Sala, *Kontroverse Theologie, Ausgewählte theologische Schriften*, Bonn 2005, 154.

Unter dem Aspekt der Humanisierung der Geschlechtlichkeit haben Ehe und Familie in allen Kulturen einen hohen Stellenwert. In sterbenden Kulturen unterliegen sie einem Verfallsprozess. Die Kulturen sterben, wo immer Ehe und Familie verachtet werden, und wo immer Ehe und Familie missachtet werden, da sterben die Kulturen.

Eine Gesellschaft, die Ehe und Familie missachtet, sägt den Ast ab, auf dem sie sitzt, das gilt schon rein soziologisch. Eine Gesellschaft, in der keine Kinder mehr geboren werden und in der die Ehescheidungen immer häufiger werden oder in der überhaupt keine Ehen mehr geschlossen werden und in der die monogame Ehe nicht mehr geschätzt oder unterlaufen wird, sollte sich auf einen fatalen Untergang vorbereiten.

De facto kann man heute das Sakrament der Ehe wie auch die Institution der Ehe verachten, sexuelle Promiskuität und gar widernatürliche Sexualität vertreten und dennoch in der Gesellschaft als ein Ehrenmann gelten und hohe Ämter erlangen<sup>15</sup>.

Dennoch ahnen es auch heute noch viele, für deren Denken und Handeln die Ehe unter dem Einfluss der Massenmedien banal und zum Symbol eines hoffnungslos antiquierten Denkens und Empfindens geworden ist, unterschwellig, dass der Ehestand wie auch der Eintritt in ihn etwas zutiefst Geheimnisvolles ist, dass der Ehestand und das, was mit ihm zusammenhängt, die Kategorien dieser unserer sinnhaften Welt überschreiten, transzendieren. Deshalb sehen sich nicht wenige junge Menschen im Grunde nach einer idealen Ehe, die etwas ganz anderes ist als egoistische Triebbefriedigung, die nicht zuletzt auch eine religiöse Wirklichkeit ist, wie uns das schließlich alle Religionen bestätigen. - Der katholische Christ versteht die Ehe als ein Sakrament. Ein Sakrament ist eine sichtbare Handlung, die auf Grund ihrer Einsetzung durch Christus eine unsichtbare Wirkung zeitigt. Im Sakrament verleibt sich die unsichtbare Gnade in sichtbaren Zeichen. In ihm wird Göttliches durch Menschliches bewirkt. Dank seiner Zusage handelt Gott in ihm unbedingt und objektiv, vorausgesetzt, dass das entsprechende äußere Zeichen in der rechten Absicht gesetzt wird. Mit anderen Worten: Sakramente sind gnadenwirkende Zeichen, die unabhängig vom Menschen wirksam werden durch das direkte Eingreifen Gottes, der sich dabei jedoch instrumentaliter, werkzeuglich, des Spenders und des sakramentalen Zeichens bedient. In der katholischen Kirche gibt es sieben Sakramente. So entspricht es der altkirchlichen Überlieferung. Die orthodoxen Gemeinschaften haben die Siebenzahl der Sakramente bewahrt, die reformatorischen Gemeinschaften

---

<sup>15</sup>Theodor Schnitzler, Was die Sakramente bedeuten. Hilfen zu einer neuen Erfahrung, Freiburg 1981, 201.

haben sie auf zwei reduziert. Letztere haben dabei allerdings im Allgemeinen ein neues Sakramentsverständnis entwickelt und die sakramentale Struktur der Kirche oder ihre gottmenschliche Beschaffenheit als solche in Frage gestellt, wenngleich sie zuweilen, inkonsequenterweise, gewisse sakramentale Strukturen noch gelten lassen. In der sakramentalen Struktur der Kirche oder in ihrer gottmenschlichen Beschaffenheit erkennen wir die inkarnatorische Struktur des Heiles, die grundgelegt ist in der Menschwerdung der zweiten Person des dreifaltigen Gottes.

Im Sakrament der Ehe wird das „Leibliche ... transparent und Mittel für das von Christus geschenkte Heil“<sup>16</sup>. Wie sich infolge der inkarnatorischen Struktur des Heiles die Gnade durchgehend mit der materiellen Sinnenwelt verbindet, so geschieht das auch im Sakrament der Ehe.

Der Begriff „Ehe“ leitet sich her von dem althochdeutschen „ewa“, das soviel bedeutet wie Vertrag oder dauerndes Gesetz. Das Wort „ewa“ begegnet uns auch in dem Wort „Ewigkeit“. Demgemäß ist die Ehe die dauernde, ungeteilte und unteilbare Lebensgemeinschaft von Mann und Frau mit dem Zweck der gegenseitigen Hilfeleistung und Ergänzung, der Weitergabe des Lebens und der Aufgabe, das geschlechtliche Tun in geordnete Bahnen zu lenken und in geordneten Bahnen zu halten. Die Grundlage und die bewirkende Ursache der Ehe ist der gegenseitige Ehewille, der bei der Eheschließung im Ja zum Ehevertrag zum Ausdruck gebracht werden muss.

Das Alte Testament berichtet von der Einsetzung der Ehe bereits im Paradies, wenn es im 2. Kapitel des Buches Genesis erzählt, wie Gott dem ersten Menschen eine Gehilfin erschaffen hat (Gen 2, 18 - 25). Aber zuvor schon heißt es: „Gott schuf den Menschen nach seinem Abbild, nach Gottes Bild schuf er ihn, als männlich und weiblich erschuf er sie; und Gott segnete sie und sprach: Pflanzt euch fort und vermehrt euch“ (Gen 1, 27 f). Als Natur-Ehe nahm Gott die Ehe bereits in besonderer Weise in seine Obhut. Umso mehr geschah das, als die Ehe im Neuen Testament durch Christus zu einem Sakrament erhoben wurde. Darauf bezieht sich Paulus im Epheserbrief, wenn er erklärt, die Ehe sei ein großes Geheimnis wegen ihrer „Beziehung zu Christus und seiner Kirche“, und wenn er daraus folgert, dass jeder seine Frau wie sich selbst lieben und dass die Frau ihren Mann ehren soll (Eph 5, 32 f). Wenige Zeilen zuvor sagt der Apostel das Gleiche mit anderen Worten, wenn es da heißt: „Ihr Männer, liebt eure

---

<sup>16</sup> Anton Ziegenaus, Die Heilsgegenwart in der Kirche. Sakramentenlehre, Aachen 2003, 534.

Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie dahingegeben hat, um sie zu heiligen. ... So sollen auch die Männer ihre Frauen lieben wie ihren eigenen Leib. Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst. Niemand hat je sein eigenes Fleisch gehasst, sondern man hegt und pflegt es. So macht es auch Christus mit seiner Kirche, weil wir die Glieder seines Leibes sind“ (Eph 5, 25).

Als Sakrament ist die Ehe ein Sinnbild der Verbindung Christi mit seiner Kirche. Daher leuchtet in der christlichen Ehe das Geheimnis der Vermählung Christi mit seiner Kirche auf. Um es genauer zu sagen: Die sakramentale Ehe weist zurück auf die Vermählung Christi mit der sichtbaren Gemeinschaft der Erlösten, die gleichsam aus seiner Seitenwunde hervorgegangen ist, und sie weist voraus auf die Vermählung der Vollendeten mit Gott in der kommenden Welt oder im ewigen Leben. Die Heilige Schrift spricht hier von der Hochzeit des Lammes.

Einerseits ist die christliche Ehe ein Bild des Liebesbundes Christi mit seiner Kirche und andererseits bedeutet sie Teilhabe an diesem Liebesbund<sup>17</sup>. Eine Bestätigung erhält diese Auffassung von der Ehe, wenn Christus das kommende Gottesreich, das Endziel der Erlösung, mit einem Hochzeitsmahl vergleicht und wenn ihm wiederholt der Titel „Bräutigam“ zuerkannt wird (Mt 2, 19; Joh 3, 29). Gemäß der Geheimen Offenbarung ist das neue Jerusalem, das vom Himmel herniedersteigt, „ausgestattet wie eine Braut, die sich für ihren Bräutigam geschmückt hat“ (Apk 21, 2). Damit wird ausgesagt, dass die Erlösung der Menschheit, die wesenhaft in dem Bund Gottes mit der Menschheit gründet, ein Werk hingebungsvoller bräutlicher Liebe ist, dass sie eine mystische Ehe ist zwischen dem Erlöser und den Erlösten<sup>18</sup>.

Immer wieder begegnet uns in der Heiligen Schrift das Bild von der Ehe, das Bild von Braut und Bräutigam, zur Bezeichnung der Erlösungswirklichkeit, wobei die Kirche die erlöste Menschheit repräsentiert. Die Häufigkeit dieses Bildes in der Heiligen Schrift und sein Glanz festigen das sakramentale Fundament der christlichen Ehe. Dabei ist nicht zu übersehen, dass auch der Bund Gottes mit der erlösten Menschheit die Fruchtbarkeit zum Ziel hat, die aus der Hingabe Christi hervorgeht, der sein Leben in Freiheit geopfert hat. Die klassische Stelle für das Verständnis der Ehe als Sakrament im Epheserbrief (Eph 5, 22 - 31) beginnt mit der Mahnung: „Einer ordne sich dem anderen unter in der gemeinsamen Ehrfurcht vor Christus“ (Eph 5, 22). Das Erste ist also nicht die Unterordnung der Frau unter den Mann, sondern die wechselseitige Unterordnung des Mannes und der Frau, und zwar deshalb, weil beide unter der

---

<sup>17</sup> Gaudium et Spes, Nr. 48.

Herrschaft Christi stehen und die Anerkennung seines Hauptseins in der Ehe die entscheidende Unterordnung ist<sup>19</sup>. Die folgenden Ausführungen scheinen dann allerdings doch wieder eine Unterordnung der Frau unter den Mann naheulegen, wenn es da heißt: „Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn, denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie auch Christus das Haupt der Kirche ist ... wie aber die Kirche sich Christus unterordnet, sollen sich die Frauen in allem ihren Männern unterordnen. Ihr Männer liebt eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt hat und sich für sie dahingegeben hat“ (Eph 5, 23 - 27). Abschließend sagt Paulus von dieser Zuordnung: „Dies ist ein tiefes Geheimnis; ich beziehe es auf Christus und die Kirche“ (Eph 5, 32).

Man stößt sich heute vielfach an der hier doch ausgedrückten Unterordnung der Frau. Dazu ist jedoch zu sagen, dass die traditionelle Überordnung des Mannes über die Frau nicht das Hauptgewicht trägt. Sieht man die Verse des Epheserbriefes in ihrem Kontext, muss man feststellen, dass Paulus dem Mann keineswegs eine Machtstellung zuweisen will, dass er ihn vielmehr zu einer spezifischen Liebe gegenüber seiner Frau verpflichten will. Wenn der Apostel diese Liebe mit dem Hinweis auf den Opfertod Jesu charakterisiert, verbindet er mit ihr eine stärkere Verpflichtung zur Selbstaufgabe, als sie in dem „untertan sein“ der Frau enthalten ist<sup>20</sup>. Zudem muss man unterscheiden zwischen einer pragmatischen und einer prinzipiellen oder wesenhaften Unterordnung. Sicher ist, dass hier nicht ein naturhaftes Untertanen-Verhältnis gemeint ist, sondern eine besondere Ordnung der Liebe. „Dem Mann kommt die Hinordnung auf die Frau in der Weise des aktiv-initiativen Tätigseins zu, der Frau ist dieselbe Hinordnung in der Weise der lebendigen Empfänglichkeit zu Eigen. Beim Verbleiben eines zeitgeschichtlich-soziologischen Restes der Aussage meint sie doch kein patriarchalisches Abhängigkeitsverhältnis, sondern eine Zuordnung in Analogie von Christus und Kirche, eine Analogie, die mit menschlichen Machtstrukturen nicht wesentlich zu tun hat“<sup>21</sup>.

---

<sup>18</sup> Vgl. Leo Scheffczyk, Die Ehe als Sakrament und als Aufgabe (Vortrag als Manuskript gedruckt), S. 6 f.

<sup>19</sup> Leo Scheffczyk, Die sakramentale Ehe als Abbild des Christus-Kirche-Verhältnisses, in: Johannes Stöhr, Hrsg., Die Familie - ein Herzensanliegen. Zur neueren Theologie der christlichen Ehe, St. Ottilien 1988, 131.

<sup>20</sup> Gerhard Friedrich, Sexualität und Ehe. Rückfragen an das Neue Testament, Stuttgart 1977, 93.

<sup>21</sup> Leo Scheffczyk, Die Ehe als Sakrament und als Aufgabe (Vortrag als Manuskript gedruckt), S. 6. Vgl. auch Rudolf Schnackenburg, Die Ehe nach dem Neuen Testament, in: Gerhard Krems, Reinhard Mumm, Hrsg., Theologie der Ehe, Regensburg 1972, 28 ff; Heinrich Schlier, Der Brief an die Epheser, Düsseldorf 1957, 263 f.

## 8. VORTRAG: DAS SAKRAMENT DER EHE

### II. TEIL

Schon als Natur-Ehe besitzt die Ehe eine hohe Würde. Diese ist aber dadurch übernatürlich erhöht worden, dass Christus die Ehe zu einem Sakrament gemacht hat, zu einem übernatürlichen Werkzeug der göttlichen Gnade erhoben hat, das seine Kraft erhält aus dem Geheimnis der Erlösung.

Die sakramentale Ehe beginnt mit dem gültigen Ehevertrag, in dem Mann und Frau einander ihr Ja-Wort geben. In dem Augenblick, in dem sie den gültigen Ehevertrag schließen, spenden sie einander das Sakrament der Ehe. Die Ehe wird also bewirkt durch den wechselseitigen Konsens, der in Gegenwart beider Ehepartner durch Worte ausgedrückt wird. Durch den gültigen Ehevertrag unter Getauften wird die unsichtbare Wirklichkeit des Ehebandes hervorgebracht, das erst gelöst wird durch den Tod eines der beiden Partner. Nur eine einzige Ausnahme gibt es hier: Stets hat die Kirche sich die Vollmacht zugeschrieben, gültig geschlossene sakramentale Ehen zu scheiden, wenn sie noch nicht vollzogen wurden. Dabei hat sie diese Vollmacht seit eh und je als Teil ihrer verbindlichen Glaubensüberlieferung verstanden.

Wenn die Heiratenden bei der gegenseitigen Spendung des Sakramentes der Ehe mit schwerer Sünde befleckt sind, wenn sie also in diesem Augenblick nicht im Stande der heiligmachenden Gnade sind, schließen sie, vorausgesetzt, dass die Bedingungen für eine gültige Spendung des Sakramentes erfüllt sind, zwar eine gültige Ehe, spenden und empfangen sie das Ehesakrament jedoch unwürdig und begehen damit die schwere Sünde eines Sakrilegs oder eines Gottesraubes. In einem solchen Fall können die Gnaden des Ehesakramentes erst wirksam werden, wenn beide Eheleute wieder im Stande der Gnade sind.

Der Spender des Ehesakramentes ist nicht der Priester, vielmehr spenden die Heiratenden sich das Sakrament gegenseitig. Das bedeutet nicht, dass sie das Sakrament bewirken oder hervorbringen. Der eigentliche Spender des Sakramentes ist immer Christus. Das gilt für alle Sakramente. Der menschliche Spender kann immer nur als Werkzeug Christi fungieren.

Das Ehesakrament ist, nicht anders als das Sakrament der Priesterweihe, ein fortdauerndes, ein permanentes Sakrament, das heißt: eine bleibende Gnadenquelle, zeitlebens, solange das Sakrament besteht. Darauf verweist das II. Vatikanische Konzil mit Nachdruck, wenn es fest-

stellt: „Er (Christus) bleibt fernerhin bei ihnen (bei den Ehegatten), damit die Gatten sich in gegenseitiger Hingabe und ständiger Treue lieben, so wie er selbst die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat (vgl. Eph 5, 25)“<sup>22</sup>.

Die große Mehrheit der Menschen ist von Gott zum Ehestand berufen. Aber die Ehe verpflichtet nicht den Einzelnen. Er hat stets das Recht, die Ehelosigkeit zu wählen, wenn er entsprechende Gründe dafür hat. Papst Leo XIII. erklärt in seiner berühmten Enzyklika „*Rerum novarum*“ im Jahre 1891: „In Bezug auf die Wahl des Lebensstandes ist es der Freiheit eines jeden anheim gegeben, entweder den Rat des Herrn zum enthaltsamen Leben zu befolgen oder in den Ehestand zu treten. Kein menschliches Gesetz darf den Menschen das natürliche und angeborene Recht zur Verhelichung nehmen“<sup>23</sup>. Manche heiraten nicht, weil sie sich physisch oder psychisch dazu nicht in der Lage fühlen oder weil sie nicht den rechten Partner gefunden haben und lieber nicht heiraten wollen, als sich und andere unglücklich zu machen. Das ist zu respektieren. Solche Überlegungen zeugen von einem hohen Ethos und von großem Verantwortungsbewusstsein. Andere verzichten auf die Ehe, weil sie sich ganz in den Dienst eines hilfsbedürftigen Menschen oder vieler hilfsbedürftiger Menschen stellen wollen oder weil sie für eine große Idee leben wollen, die ihren totalen Einsatz verlangt. Dazu braucht es einen hochherzigen Charakter. Einige wenige aber sind berufen, um des Himmelsreiches willen auf die Ehe zu verzichten. Eine solche Berufung ist Gnade, sie ist eine besondere Gabe Gottes. Als solche muss sie angenommen werden von dem Berufenen, wie Maria, die Mutter Jesu, die Gnade ihrer Berufung angenommen hat.

Die Ehen andersgläubiger Christen sind nicht nur rechtmäßige Verbindungen, sondern auch sakramentale Ehen, vorausgesetzt, dass keine trennenden Ehehindernisse vorlagen bei der Eheschließung und dass bei ihr kein Vorbehalt gemacht wurde gegen die drei Wesensmerkmale der christlichen Ehe, gegen ihre Fruchtbarkeit, gegen ihre Einheit und gegen ihre Unauflöslichkeit. Dabei sind die andersgläubigen Christen nicht an eine bestimmte Form der Eheschließung gebunden. Konkret bedeutet das: Wenn ein Katholik eine geschiedene Protestantin heiraten möchte, kann er mit ihr keine gültige und somit keine sakramentale Ehe eingehen. Davon ist jedenfalls auszugehen. Wird ein solcher Fall konkret, muss gewissenhaft geprüft werden, ob die vorausgehende Ehe der Protestantin eine gültige sakramentale Ehe gewesen ist.

---

<sup>22</sup> *Gaudium et spes*, Nr. 48.

<sup>23</sup> Leo XIII., Enzyklika „*Rerum novarum*“ von 1891, Nr. 9.



Nichtkatholische Christen können die Ehe in jedweder Form gültig schließen, privatim oder vor dem Standesamt oder vor dem Pfarrer, vorausgesetzt dass kein trennendes Ehehindernis vorliegt und dass, wie gesagt, kein Vorbehalt gegen eine der drei Wesenseigentümlichkeiten der Ehe gemacht wird. Die Katholiken sind demgegenüber in der Regel an eine spezifische Form der Eheschließung gebunden, sofern sie nur vor einem Pfarrer und zwei Zeugen eine gültige Ehe eingehen können. Vorausgesetzt ist dabei, dass der Pfarrer Trauvollmacht hat und dass die Bedingungen für eine gültige Eheschließung geprüft und im Protokoll des Brautexamens niedergelegt worden sind. Eine Bedingung für die erlaubte Assistenz des Pfarrers ist seine Zuständigkeit, die ihrerseits zu seiner Trauvollmacht hinzutritt. An die Stelle des Pfarrers kann auch ein Vikar treten oder ein Diakon, unter Umständen gar auch ein Pastoralassistent oder -referent. In all diesen Fällen muss allerdings eine Delegation erfolgen durch einen Pfarrer, der Trauvollmacht hat.

In der Regel besteht für Katholiken, die heiraten möchten, die kanonische Formpflicht. Von dieser können sie jedoch in einem konkreten Fall auf Antrag des zuständigen Pfarrers durch den Bischof befreit werden. Dann gilt für sie im Einzelfall das, was für nichtkatholische Christen allgemein gilt.

Ein Sonderfall sind die ökumenischen Trauungen, bei denen die Vertreter zweier Konfessionen tätig werden. Auf sie soll hier nicht eingegangen werden, zumal sie sich angesichts der Möglichkeit des katholischen Teils, sich von der Formpflicht befreien zu lassen, eigentlich erübrigen und einen übermäßigen Aufwand darstellen.

Die Ehen der Nichtchristen sind rechtmäßige und Gott wohlgefällige Verbindungen, wenngleich ihnen der sakramentale Charakter fehlt. Wir sprechen hier von Natur-Ehen. Auch sie sind in den Augen der Kirche unauflöslich und an das Gesetz der Einehe gebunden sowie an die Fruchtbarkeit, wenngleich hier unter Umständen eine Scheidung durch die Kirche ausgesprochen werden kann, etwa dann, wenn der eine Partner das Sakrament der Taufe empfängt und der andere dem Getauften das christliche Leben unmöglich zu machen droht. In dem Fall gewährt die Kirche das so genannte „privilegium Paulinum in favorem fidei“, wie es im Kirchenrecht heißt, zu deutsch „das paulinische Privileg zugunsten (oder zum Schutz) des Glaubens“. - Das Gut der sakramentalen Ehe ist ein Dreifaches: Das Erste ist die Fruchtbarkeit der ehelichen Liebe, der zu empfangende Nachwuchs, der zum Dienst vor Gott erzogen werden soll. Das Zweite ist die Treue, die ein Gatte dem anderen zu wahren verpflichtet ist,

sie folgt aus der Treue Christi zu seiner Kirche. Das Dritte ist die Unzertrennlichkeit der Ehe, weil sie die unzertrennliche Verbindung Christi und der Kirche darstellt.

Objektiv ist die Ehe auf die Erzeugung und Erziehung der Nachkommenschaft hingeeordnet, subjektiv auf die gegenseitige Hilfe der Ehegatten in gesamt menschlicher Hinsicht. Darunter fällt dann auch eine geordnete und disziplinierte Betätigung des Sexualtriebes. Mann und Frau ergänzen einander in vieler Hinsicht. Schon von daher können sie gemeinsam die Unannehmlichkeiten des Lebens leichter ertragen und die Annehmlichkeiten des Lebens tiefer erfahren. Thomas von Aquin (+ 1274) nennt die eheliche Verbindung unter Christen „maxima amicitia“, die höchste Gestalt der Freundschaft<sup>24</sup>, weil sie in einzigartiger Weise den ganzen Menschen umfasst, sofern er leiblich, seelisch und geistig strukturiert ist, weil sie eine Gemeinschaft des Leibes, des Lebens und der Gnade ist und weil sie von einer Liebe getragen wird, die nicht nur geistig fruchtbar ist, sondern in der Nachkommenschaft auch leibliche Gestalt annimmt.

Die Ehe ist Liebesgemeinschaft. Das bedeutet, dass zwei Menschen durch unwiderrufliches Wohlwollen einander zugeordnet sind. Der Grundakt der Liebe ist die Bejahung. Von daher ruht die Liebe zunächst in der Erkenntnis. In der Gestalt der ehelichen Liebe richtet sich die Bejahung auf die Person als solche, nicht auf bestimmte Eigenschaften oder Fähigkeiten oder äußere Mittel des Partners. Als personale Liebe nimmt sie das weniger Positive oder das Negative des Partners in Kauf. Idealerweise wächst sie im Laufe der Ehejahre mit der fortschreitenden Erkenntnis des Partners, um im Alter ihren Zenit zu erreichen.

Das entscheidende Ferment der christlichen Ehe ist die Liebe, die natürliche Liebe der Ehegatten, die durch die Gnade des Sakramentes vervollkommen wird. Die christliche Ehe hat die Liebe zur Voraussetzung und zugleich ist sie der Ort, in dem die Liebe gelernt wird.

Auf der Grundlage des Ehesakramentes ist die Liebesgemeinschaft der Ehe zugleich Christusgemeinschaft. Das bedeutet, dass sich das Zweierbündnis der sakramentalen Ehe zu einem Dreierbündnis ausweitet. In der sakramentalen Ehe werden Mann und Frau mit Christus vereinigt. Diese Wirklichkeit schafft das Sakrament zusammen mit den Ehegatten. Das geschieht nicht einmal, sondern immerfort. Wir müssen das Sakrament der Ehe als Prozess ver-

---

<sup>24</sup> Thomas von Aquin, Summa Contra Gentiles, Buch 3, Kap. 123.

stehen. Es handelt sich hier um ein permanentes Sakrament, das so lange fort dauert, wie das Eheband besteht.

Die eheliche Liebe verbindet die Eheleute zu einer Einheit, die auf Erden ihresgleichen nicht hat. Auch die Mutterliebe reicht nicht heran an die Gattenliebe. Das gilt natürlich nur idealer Weise, die Praxis sieht hier oft sehr viel anders aus. Das Specificum der ehelichen Liebe ist, dass sie konkrete Gestalt erhält im Kind bzw. in den Kindern. Die Kinder sind die Frucht der Liebe, die die Eheleute einander schenken. Darum binden sie die Eheleute enger zusammen, währenddessen sie ihrerseits am besten gedeihen und für das Leben vorbereitet werden, wenn sie im Raum der Liebe der Ehegatten Geborgenheit finden und heranwachsen können. In den Kindern erkennen sich die Eheleute in je neuer Weise, sofern diese jeweils zugleich das Antlitz des Ehegatten und das eigene Antlitz tragen. In der Fruchtbarkeit der Ehe tritt in besonderer Weise die Geheimnishaftigkeit dieser Institution hervor. Zugleich macht die Fruchtbarkeit die Ehe aufs Äußerste verletzlich. Denn das Schicksal der Kinder ist untrennbar mit der Treue und der Liebe der Ehegatten verbunden, weshalb die Kinder die eigentlichen Opfer der Ehescheidung sind.

Indem sich die sakramentale Ehe zur Familie ausweitet, wird sie zu einer Kirche im Kleinen, wirken die Ehegatten doch in der Fruchtbarkeit ihrer Liebe mit am Schöpfungswerk Gottes sowie am Werk der Erlösung und damit am Aufbau des Gottesreiches in der Welt. Ist schon die Liebe der Ehegatten zueinander ein Geheimnis, ein noch größeres Geheimnis ist die Fruchtbarkeit dieser Liebe, sofern aus ihr neues Leben hervorgeht.

Dabei ist freilich zu bedenken, dass die Liebe immer irgendwie schöpferisch ist, da ja alles, was ist, ein Produkt der Liebe Gottes ist: Aus Liebe hat Gott die Welt und den Menschen geschaffen. An dieser seiner schöpferischen Liebe hat er dem Menschen in je verschiedener Weise Anteil gegeben. Das gilt in spezifischer Weise für die eheliche Liebe.

Die fruchtbare eheliche Liebe wird heute weithin nicht mehr als ein Wert angesehen. Die Welt wäre jedoch ärmer ohne Albrecht Dürer (+ 1528), William Shakespeare (+ 1616), Johann Sebastian Bach (+ 1750), Wolfgang Amadeus Mozart (+ 1791) Friedrich Schiller (+ 1805) und Johann Wolfgang von Goethe (+ 1832). Sie verdanken ihre Existenz Vätern und Müttern, die in ihrer Ehe ein fünftes, achttes, zehntes und zwölftes Ja zum Leben gesprochen haben. Wir sprechen von dem Kindersegen. Je mehr Kinder, umso mehr Segen Gottes. Der

selige Kardinal von Galen (+ 1946) pflegte zu sagen: „Ich bin das elfte Kind in unserer Familie und ich will es ewig meiner Mutter danken, dass sie den Mut hatte, auch zu dem elften Kind, das Gott ihr anbot, noch ein Ja zu sagen“. Oftmals haben die späteren Kinder größere Begabungen, sind sie seelisch und körperlich ausgeglichener und leisten sie mehr im Leben. Nicht selten wird das ungewollte Kind zum Sonnenschein des Lebens. Die meisten Priester stammen aus kinderreichen Familien<sup>25</sup>.

Stets hat die Kirche die Ehe als in sich gut verstanden, als eine Stiftung Gottes, die Christus gar zu einem Sakrament, zu einem gnadenwirkenden Zeichen erhoben hat. Es ist abwegig zu behaupten, die Kirche habe den ehelichen Umgang früher als sündhaft bezeichnet, wie es des Öfteren geschieht<sup>26</sup>. Die Tradition der Kirche ist hier eindeutig. Die Kirche hat sich im christlichen Altertum gegen die verschiedenen Formen der Gnosis, die ein negatives Verhältnis zur Schöpfung und damit auch zur Ehe hatten, zur Wehr gesetzt und ihnen kategorisch ihre positive Sicht entgegengestellt. Das gilt auch für spätere Jahrhunderte. Am Beginn der Neuzeit waren es gerade die Gemeinschaften der Reformation, die zu einer negativen Wertung der Ehe gelangten. Während Martin Luther (+ 1546) betonte, die Ursünde habe den Menschen in seiner Natur verändert, und während er in der Konkupiszenz, in der ungeordneten Begierde, das Wesen der Ursünde sah, stellte das Konzil von Trient fest, die menschliche Natur sei durch die Ursünde nicht zerstört, sondern nur verwundet, und die Konkupiszenz sei nicht das Wesen der Ursünde, sondern nur ihre Folge. Wo immer sich in der Geschichte der Kirche eine negative Sicht der Ehe zeigte, hat das Lehramt der Kirche diese als sektiererisch gekennzeichnet<sup>27</sup>.

Während der Katholik die Ehe in jeder Hinsicht als Gabe Gottes betrachtet, sieht Luther in ihr primär eine Konzession zur „Kanalisation der Konkupiszenz“<sup>28</sup>. Offiziell ist die Ehe für die reformatorischen Christen keine religiöse Wirklichkeit, hat sie keinerlei religiöse Bedeutung für sie. Faktisch hat sich diese jedoch auch bei ihnen durchgehalten, jedenfalls weitgehend, soweit sie noch kirchlich sozialisiert sind. Das kommt darin zum Ausdruck, dass sie auch heu-

<sup>25</sup> Vgl. Alois Brems, Ottilie Moßhamer, Das Wort an die Jugend, Bd. I: Christus, der Weg zum Vater, Freiburg i. Br. 1951, 292 - 296.

<sup>26</sup> Vgl. Wolfgang Beinert, Erbsünde, in: Pastoralblatt für die Diözesen Aachen - Berlin - Essen - Hildesheim - Köln und Osnabrück 5, 2009, 131 - 138, bes. 133.

<sup>27</sup> Vgl. Denzinger- Schönmetzer, Nr.Nr. 1797 - 1816.

<sup>28</sup> Anton Ziegenaus, Die Heilsgegenwart in der Kirche. Sakramentenlehre (Leo Scheffczyk, Anton Ziegenaus, Hrsg., Katholische Dogmatik, Bd. VIII) Aachen 2003, 535. Wenn die Reformatoren die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen grundsätzlich in Frage stellten, fixierten sie damit die Frau auf die Ehe und die Familie, nahmen sie ihr andere Entfaltungsmöglichkeiten, etwa in beschaulichen Orden, in der Krankenpflege, in der Erziehung oder in Damenstiften (ebd.).

te noch vielfach die Ehe mit der kirchlichen Trauung beginnen und nicht selten, jedenfalls prinzipiell, von der Unauflöslichkeit der Ehe überzeugt sind.

Bei Jesus gibt es auch nicht den Schatten einer negativen Sicht der Ehe, wenngleich er der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen einen höheren Rang einräumt als der Ehe. Er übernimmt die positive Sicht der Ehe, wie sie uns im Alten Testament begegnet, und überhöht sie gleichsam. Die Kirche machte sich diese positive Wertung von Anfang an zu eigen und interpretierte sie, wenn sie die sakramentale Ehe als „eine wirklichkeitserfüllte Abbildung der geheimnisvollen Christus-Kirche-Beziehung“ verstand und den Sinn der sakramentalen Ehe in „das Geheimnis des in der Kirche fortlebenden Christus“ erhob<sup>29</sup>. Demnach formt die Ehe das Ursakrament der Kirche in spezifischer Weise „in einem Teilbereich des Lebens“<sup>30</sup> aus. Von daher nennt das II. Vatikanische Konzil die Ehe eine Hauskirche<sup>31</sup>. Die Ehe besitzt demgemäß einen ekklesialen Charakter wie ihn sonst kein anderes Sakrament besitzt<sup>32</sup>. Was sich in der Kirche im Großen findet, das bildet sich in der Ehe im Kleinen ab. In dieser „Kirche im Kleinen“ sollen die Ehepartner einander heiligen. Sie sollen der Kirche neue Glieder zuführen und für diese die ersten Kündler des Glaubens sein. Sie empfangen somit in ihrem Leben und in ihrem Wirken Anteil an der Sendung der Kirche und kraft des allgemeinen Priestertums Anteil am priesterlichen Amt Christi. „Die Ehe ist so zur Fortführung des Christusbundes der Erlösung in der Menschheit gestiftet und zwar in der tiefsten und intimsten natürlichen Ordnung einer Geschlechts- und Familiengemeinschaft. Sie dient damit der Fortführung der Heilswirklichkeit und dem Aufbau des Gottesreiches von den kleinsten gemeinschaftlichen Lebenszellen her“<sup>33</sup>.

Man kann nicht sagen, dass die sakramentale Ehe durch die höhere Wertschätzung der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen eine Minderbewertung erhält. Eine gute Sache wird nicht abgewertet durch eine bessere. Für Paulus gilt: Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser (1 Kor 7, 6 ff). Die christliche Ehe ist ein Zeichen für die endzeitliche Hochzeit des Lammes, die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen ist die Wirklichkeit als solche. Die Wirklichkeit ist jedoch immer größer als ihre Zeichenhaftigkeit. Deshalb kann man nicht argumentieren: Die Ehe ist ein Sakrament, die Ehelosigkeit nicht. - Die hohe Wertschätzung der sakramentalen Ehe bedingt die hohe Wertschätzung der Ehelosigkeit um des Himmelreiches wil-

---

<sup>29</sup> Leo Scheffczyk, Die Ehe als Sakrament und als Aufgabe (Vortrag als Manuskript gedruckt), S. 8.

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Lumen gentium, Nr. 11.

<sup>32</sup> Leo Scheffczyk, Die Ehe als Sakrament und als Aufgabe (Vortrag als Manuskript gedruckt), S. 8.

<sup>33</sup> Ebd., 8 f.

len. Thomas von Aquin (+ 1274) zitiert den heiligen Augustinus (+ 430), wenn er erklärt, dass die immerwährende Jungfräulichkeit den Menschen in ganz besonderer Weise zur Kontemplation befähigt, weil die Ehe das Sinnen und Trachten des Menschen auf das Sinnenhafte richtet, während der Verzicht darauf das Sinnen und Trachten des Menschen für das Geistige und das Geistliche öffnet<sup>34</sup>. Die Evangelien sprechen in diesem Zusammenhang von dem Weg der Vollkommenheit. Die religiöse Ehelosigkeit ist eine bedeutende Hilfe für die christlich gelebte Ehe, und sie ist eine wirksame Stütze für das Sakrament der Ehe. In gewisser Weise besteht hier eine Interdependenz. Der protestantische Philosoph und Pädagoge Friedrich Wilhelm Foerster (+ 1966) erklärt: „Der Zölibat ist der größte Schutz der Ehe. Warum? Weil alle sexuellen Argumente, die man gegen den Zölibat vorbringt, auch gegen die Monogamie gebraucht werden können. Ist der Zölibat eine physiologische Unmöglichkeit, so sind es auch zahlreiche Ehen, in denen die sexuellen Beziehungen aus Schonung des Lebens oder der Gesundheit der Frau auf längere Zeit oder ganz abgebrochen werden müssen oder in denen eine Reise die Gatten längere Zeit voneinander trennt“<sup>35</sup>.

„Die Hochschätzung von Ehe und Familie durch Jesus steht außer Frage; aber ebenso wie er selbst ehelos lebte, hat er es auch gutgeheißen, wenn Jünger ‚um des Himmelreiches willen‘ ... auf die Ehe verzichteten“<sup>36</sup>. „Ähnlich verhält sich der Apostel Paulus. Er warnt Eheleute vor einer lang andauernden geschlechtlichen Enthaltensamkeit in der Ehe, die zur Versuchung führen könnte. ... Zugleich hält er das Ideal der Ehelosigkeit hoch, um ganz für den Herrn da zu sein, ihm ungeteilten Herzens zu dienen ...“<sup>37</sup>.

Der Verzicht auf Ehe und Familie steht auf einer objektiv höheren Stufe als das Eingehen einer Ehe und die Gründung einer Familie, es sei denn die Motive sind in sich schlecht oder verwerflich. Man muss hier allerdings unterscheiden zwischen der ontologischen und der moralischen Ebene. Der heilige Augustinus erklärt in diesem Sinne: „... Die Keuschheit der Ehelosen ist besser als die Keuschheit der Verheirateten“, fügt aber sogleich hinzu: „... Ich bin nicht besser als Abraham, sofern ich ehelos lebe“<sup>38</sup>. Und er verdeutlicht diese seine Position, wenn er in seinem Psalmenkommentar schreibt: „Besser ist die Ehe in Demut, als stolze Jungfräulichkeit“<sup>39</sup>. - Man hat gesagt, die Ehelosigkeit widerstrebe als solche der Natur des

<sup>34</sup> Thomas von Aquin, *Summa Theologiae*, III/II, q. 180 a. 2, ad 3; Augustinus, *Soliloquium*, liber I, cap. 10.

<sup>35</sup> Zit. nach Michael Pfliegler, *Der Weg. Katholische Sittenlehre*, Innsbruck 1953, 148.

<sup>36</sup> Rudolf Schnackenburg, *Die sittliche Botschaft des Neuen Testaments*, Bd. I, Freiburg 1986, 206.

<sup>37</sup> Ebd., 207.

<sup>38</sup> Augustinus, *De bono coniugali*, 22, vgl. Thomas von Aquin, *Summa Theologiae* II/II, q. 186, a. 4 ad 2.

<sup>39</sup> Ders., *In Psalmos*, 99, 13.

Menschen. Dem ist keineswegs so. Wenn der Mensch eine große Idee hat und ganz für sie lebt, ist die Ehelosigkeit problemlos für ihn, ergibt sie sich in gewisser Weise folgerichtig aus seinem Lebensentwurf. Der Sexualtrieb ist zwar der stärkste Trieb des Menschen, aber bindet nicht den Einzelnen. Er kann ihm entsagen und er muss es zeitweilig - das lehrt ihn die Sexualmoral -, und er kann ihn sublimieren. Beispiele für Ehelosigkeit in diesem Sinne sind: Leonardo da Vinci (+ 1519), Paracelsus (+ 1541), Michelangelo (+ 1564), Blaise Pascal (+ 1662), Immanuel Kant (+ 1804) und Ludwig van Beethoven (+ 1827). Man könnte hier noch zahlreiche andere bedeutende Persönlichkeiten der Geschichte nennen, unabhängig von jenen Personen, Männern und Frauen, die aus religiösen Gründen, um des Himmelreiches willen und damit um der Menschen willen auf Ehe und Familie verzichtet haben.

Es ist bemerkenswert in diesem Zusammenhang, dass sich die Krise der Ehe heute mit einer Krise der christlich motivierten Ehelosigkeit verbindet. Der Protest gegen die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen ist gleichzeitig ein Protest gegen die christliche Ehe. Die gegenwärtige Missachtung der religiösen Ehelosigkeit wie auch der christlichen Ehe steht im Kontext jener sexuellen Verwilderung, die man heute - unehrlicher Weise - gern als neue Ehemoral deklariert.

Die entscheidenden Wesensmomente der sakramentalen Ehe sind die Ausrichtung auf die Nachkommenschaft, das „bonum prolis“, die eheliche Treue, das „bonum fidei“, die der Einheit der Ehe entspricht, und die unauflöbliche Verbindung, das „bonum sacramenti“. Fehlt eines dieser Wesensmerkmale, ist die Ehe ungültig.

Thomas von Aquin (+ 1274) erklärt: „Der Güter der Ehe, sofern sie ein Sakrament der Kirche ist, sind drei: die Kinder, die zum Dienste Gottes aufzunehmen und zu erziehen sind, die Treue, sofern ein Mann sich einer Gattin verbindet, und das Sakrament, sofern die eheliche Verbindung unauflöslich ist, zum sakramentlichen Zeichen der Vereinigung Christi und der Kirche“<sup>40</sup>. Er fährt dann fort: „Weil die Sakramente das wirken, was sie zeichenhaft bedeuten, müssen wir glauben, dass den sich Vermählenden durch dieses Sakrament jene Gnade zuteil wird, durch die sie auf die Einheit Christi und der Kirche hin ausgerichtet sind. Das aber ist aufs Höchste notwendig für sie, damit sie den Dingen des Fleisches und den irdischen Din-

---

<sup>40</sup> Thomas von Aquin, Summa contra Gentiles, lib. IV, cap. 78.

gen auf solche Weise sich zuwenden, dass sie von Christus und der Kirche nicht getrennt werden<sup>41</sup>.

Das Wesensmoment der Einheit der Ehe, das Wesensmoment ihrer Einpaarigkeit, findet seine Begründung in dem natürlich personalen Wesen der Partner, die sich zu einer totalen Lebens- und Liebesgemeinschaft zusammenschließen. Es geht hier um die Totalität der Hingabe, die nur in Bezug auf einen Menschen geleistet werden kann. Die Totalität der Hingabe der Ehepartner oder ihre totale Lebens- und Liebesgemeinschaft impliziert aber auch die Unauflöslichkeit ihrer Ehe. Die Unauflöslichkeit der Ehe liegt in der Konsequenz ihrer Monogamie. Das müsste eigentlich auch die Vernunft nachvollziehen können. Überhöht wird dieses Erkenntnis durch die Einbeziehung der ehelichen Gemeinschaft in das Verhältnis Christi zu seiner Kirche, denn die Kirche hat nur ein Haupt und eine Trennung Christi von seiner Kirche, die sein mystischer Leib ist, ist nicht möglich<sup>42</sup>.

Während der moderne Mensch die Wesenseigentümlichkeit der Einheit der Ehe schließlich noch gelten lässt, fällt es ihm sehr viel schwerer, ihre Unauflöslichkeit zu akzeptieren, speziell angesichts der Tatsache, dass so viele Ehen heute scheitern. Auch unter Christen ist die Unauflöslichkeit der Ehe heute fragwürdig geworden, in der reformatorischen Gemeinschaften schon lange, aber auch in den orthodoxen Gemeinschaften und gar in der katholischen Kirche ist sie heute nicht mehr selbstverständlich. Vielfach lässt man heute im protestantischen Trauritus das „bis der Tod euch scheidet“ wegfallen. Und in den orthodoxen Gemeinschaften gibt es durchweg die Möglichkeit, ein zweites Mal vor den Traualtar zu treten, wenn die erste Ehe zerbrochen ist. Es muss dann allerdings eine gewisse Zeit der Buße zwischen der Trennung und der neuen Trauung eingehalten werden. Man versteht dann die Unauflöslichkeit der Ehe als ein Zielgebot. Auch in der katholischen Kirche wird heute vielfach die Meinung vertreten, die Forderung der Unauflöslichkeit der Ehe sei unrealistisch und weltfern und aus psychologischen und soziologischen Gründen als überholt anzusehen, sie sei starr, statisch, formalistisch und anachronistisch<sup>43</sup>. Zur Begründung dieser Position sagt man dann gern, wenn die Liebe zwischen den Partnern erloschen sei, dann sei der Ehebund als personale Verbindung aufgehoben. Dagegen ist vernünftigerweise zu sagen, dass doch die Liebe neu entfacht werden kann, wenn sie einmal da gewesen ist, und dass die ausschließliche Liebe, wie es unserer tiefsten Erwartung entspricht, nicht als befristet verstanden werden kann. Zudem gibt es schon

---

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Leo Scheffczyk, Die Ehe als Sakrament und als Aufgabe (Vortrag als Manuskript gedruckt), 9 f.

<sup>43</sup> Ebd. 10 f.



im natürlichen Bereich Bindungen und Entscheidungen, die legitim und ohne Schuld nicht zurückgenommen werden können. Ein verbindliches Versprechen, eine ernste Zusage und ein Eid können ihrem Wesen nach gebrochen, aber nicht mehr aufgehoben werden. Das gilt vor allem für zwischenmenschliche Verpflichtungen und Entscheidungen, die im höchsten Maß personal sind. Eine Mutter kann ihre einmal gefasste personale Entscheidung für ihr Kind niemals aufgeben, selbst wenn es auf Abwege gerät. Ein einem Menschen gegebenes Treueversprechen, etwa das Versprechen der Freundschaft, das einem Menschen verantwortlich gegeben wurde, kann rechtmäßig nicht mehr annulliert oder als unverbindlich erklärt werden. Das hängt zusammen mit der Würde des Menschen, die in seiner Personalität begründet ist, letztlich in seiner Gottebenbildlichkeit<sup>44</sup>. Faktisch fällt der Mensch endgültige und unwiderrufliche Entscheidungen in seinem Leben, und er muss sie fällen. Diese können jedoch nur bewahrt werden, wenn sie in immer neuen Einzelentscheidungen konkretisiert werden. Letztlich ist hier aber auf die Tatsache zu verweisen, dass Gott sich im Christusergebnis endgültig und unwiderruflich für die Menschheit entschieden hat, sowie darauf, dass die christliche Ehe die Verbindung Christi mit der Kirche darstellt und von daher als ekklesiale Gemeinschaft zu verstehen ist<sup>45</sup>.

Klar und eindeutig verbietet Jesus die Ehescheidung, wenn er erklärt: „Ein jeder, der seine Frau entlässt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe; und wer eine vom Mann Geschiedene heiratet, der bricht die Ehe“ (Lk 16, 18), und wenn er feststellt: „Das, was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“ (Mt 19, 6). Somit unterstellt er die Ehe wieder gänzlich und unmittelbar dem Schöpferwillen Gottes. Dabei tragen die Partner für ihn in gleicher Weise die Verantwortung für das Schicksal der Ehe. Der Mann kann die Frau nicht mehr entlassen, und er kann auch eine Entlassene nicht mehr heiraten, wenn er die Ehe nicht brechen will. Aber auch die Frau kann den Mann nicht verlassen. Das war damals geradezu revolutionär in den Augen der Juden, für die auf jeden Fall ein Ehemann seine eigene Ehe brechen wie auch die Ehe mit einer Geschiedenen eingehen konnte.

Die Unzuchtsklausel bei Matthäus (Mt 5, 31 und 19, 6), die schwer erklärbar ist, die möglicherweise aber illegitime Verbindungen unter Heidenchristen betrifft, erbringt keine wirkliche Ausnahme von dem Ehescheidungsverbot Jesu<sup>46</sup>. Dass die Forderung Jesu hier äußerst radikal ist, das entging auch seinen Jüngern nicht. Das geht aus ihrer Feststellung hervor: „Wenn das

---

<sup>44</sup> Ebd. 11 f.

<sup>45</sup> Ebd., 11 - 13.

die Stellung des Mannes in der Ehe ist, dann ist es nicht gut zu heiraten“ (Mt 19, 10). Die Reaktion der Jünger Jesu zeigt aber auch, dass die Unauflöslichkeit der Ehe nicht erst in der Moderne als herausfordernd empfunden wird. De facto war sie immer ein Stein des Anstoßes. Jesus ist jedoch der Meinung, dass diese Herausforderung von dem Menschen angenommen und bestanden werden kann, wenn er die Ehe als Schöpfung Gottes glaubt und wenn er sich unter den Willen und unter die Kraft Gottes stellt, ja, dass sie ihm dann letztlich zum Heile gereicht, nicht nur zum ewigen Heil.

„Insofern die sakramentale Ehe eine Ausfaltung der unauflöselichen Verbindung Christi mit der Menschheit in der Kirche darstellt, eignet auch ihr der Charakter der unauflöselichen Einheit. Ohne Unauflöselichkeit wäre sie kein wirklichkeitsgetreues Abbild der von Christus mit der Menschheit eingegangenen Verbindung. Das verleiht der Ehe ihre einzigartige Christuswürde, ihren übernatürlichen Charakter einer Gnade und Gabe Christi, die freilich für die Menschen auch mit einer entsprechend schweren Aufgabe verbunden ist“<sup>47</sup>. Stets muss der Mensch die Gnaden, die Gott ihm schenkt, durch eigenes Mittun assimilieren. Jeder Gnadengabe entspricht in der göttlichen Heilsordnung eine menschliche Aufgabe<sup>48</sup>.

Die Auffassung der Kirche von der Ehe war in der antiken Welt etwas gänzlich Neues: Die Kirche trat kompromisslos ein für die Einehe sowie für die Unauflöselichkeit der Ehe und für ihre Hochschätzung als mystische Gemeinschaft mit Christus. Damit setzte sie hohe ethische Kräfte frei. Die Wertschätzung der Ehe durch die Kirche wurde noch in ein besonderes Licht gerückt durch das Ideal des Verzichtes auf die Ehe um des Himmelreiches willen, das von Anfang an eine bedeutende Rolle spielte. Somit wuchs die Achtung vor der Frau und die Wertschätzung ihrer Würde für die damalige Welt, in der die Frau erst durch den Mann eine Stellung erhielt, ins Unermessliche<sup>49</sup>. Allgemein wird man sagen müssen, dass im christlichen Altertum neben der christlichen Liebestätigkeit nichts so werbend und anziehend wirkte in der Welt des Heidentums wie das christliche Ehe-Ideal, welches das jüdische Ehe-Ideal, das sich bereits stark abhob von der heidnischen Sicht der Ehe, noch um vieles übertraf<sup>50</sup>. - Die Unauflöselichkeit der Ehe ist ein göttlicher Schutzdamm für den Bestand und für das Glück Tausender von Familien. Sie ist gewiss auch eine Quelle furchtbarer Not, ja, zuweilen kann sie gera-

---

<sup>46</sup> Rudolf Schnackenburg, Die Ehe nach dem Neuen Testament, in: Gerhard Krems, Reinhard Mumm, Hrsg., Theologie der Ehe, Regensburg<sup>2</sup>1972, 16 ff.

<sup>47</sup> Leo Scheffczyk, Die Ehe als Sakrament und als Aufgabe (Vortrag als Manuskript gedruckt), 13.

<sup>48</sup> Ebd., 13 f.

<sup>49</sup> Carl Schneider, Geistesgesichte der christlichen Antike, München 1970, 388.

<sup>50</sup> Ebd., 389.

dezu zu einem Martyrium werden. Aber als Sakrament ist die Ehe eine Quelle himmlischer Gnade, in welcher der Mensch über sich selbst hinauswachsen kann. In der christlichen Ehe vermag er sich dank der Gnade des Sakramentes über die „Allmacht“ der sinnlichen Triebnatur zu erheben, vermag er diese im Vertrauen auf die Gnade des Sakramentes zu überwinden. Um des Ehebandes willen hält der Christ auch in einer gescheiterten Ehe aus. Nur im Extremfall wird er von der Möglichkeit einer Trennung Gebrauch machen, die dann freilich nur äußerlich erfolgen kann, im bleibenden Respekt vor dem Fortbestehen der Ehe bis zum Tod eines der Ehegatten.

Die Unauflöslichkeit der Ehe schützt zum einen die Ehefrau und zum anderen die Kinder. Die Ehescheidung, die in unserer säkularen Welt immer mehr hoffähig wird, ist nicht nur eine Katastrophe für das Kind oder für die Kinder, sondern im Grunde auch für die Ehefrau, wenn gleich heute nicht selten die Ehescheidung von den Frauen betrieben wird, die dabei freilich Opfer der Desorientierung, der bewussten Desorientierung sind, wie sie in den Massenmedien erfolgt.

Aus der integralen Sicht der sakramentalen Ehe ergibt sich die Sündhaftigkeit der Manipulierung des ehelichen Aktes. Nicht erst die Enzyklika „*Humanae vitae*“ von 1968 bezeichnet die Manipulation der ehelichen Fruchtbarkeit als Sünde. Auch das II. Vatikanische Konzil kommt darauf zu sprechen und gibt hier klare Weisung<sup>51</sup>. Ebenso bezieht der Weltkatechismus hier eindeutig Stellung<sup>52</sup>. Papst Johannes Paul II. bekennt sich unmissverständlich zur Lehre der Enzyklika „*Humanae vitae*“, wenn er in seiner Enzyklika „*Familiaris consortio*“ erklärt: „... die Lehre der Kirche beruht auf der untrennbaren Verbindung der zweifachen Bedeutung des ehelichen Aktes, die von Gott gewollt ist und die der Mensch nicht eigenmächtig aufheben kann, nämlich die liebende Vereinigung und die Fortpflanzung. ... Wenn die Ehegatten ... diese beiden Sinngehalte ... auseinanderreißen, liefern sie den Plan Gottes ihrer Willkür aus; sie manipulieren und erniedrigen die menschliche Sexualität - und damit sich und den Ehepartner -, weil sie ihr den Charakter der Ganzhingabe nehmen“<sup>53</sup>. Es geht hier, so der Papst, um das vorbehaltlose, gegenseitige Sich-Schenken der Ehegatten. Diese setzt die Offenheit für das Leben voraus, die eheliche Liebe, die Hingabe in personaler Ganzheit. Ihre Simulierung ist eine Verfehlung gegen die Wahrheit<sup>54</sup>. Mit der Manipulation des ehelichen Aktes darf al-

---

<sup>51</sup> *Gaudium et spes*, Nr. 50.

<sup>52</sup> Weltkatechismus, Nr. 1664.

<sup>53</sup> Papst Johannes Paul II., Enzyklika „*Familiaris Consortio*“ vom 22. November 1981, Nr. 32.

<sup>54</sup> Ebd.

lerdings nicht die natürliche Familienplanung verwechselt werden. Als eine Form der Geburtenregelung ist sie innerhalb der Ehe im Allgemeinen vertretbar.

Eine gültig geschlossene, sakramentale Ehe, die vollzogen ist, ist unauflöslich. Auch die Kirche kann eine solche Ehe nicht scheiden. Wohl aber kann sie unter Umständen eine Natur-Ehe scheiden und eine gültig geschlossene, sakramentale Ehe, die nicht vollzogen ist. Kann die Kirche auch eine gültig geschlossene, sakramentale Ehe, die vollzogen ist, nicht scheiden, so kann sie eine solche Ehe jedoch annullieren. Das heißt: Nach einer gründlichen Untersuchung einer kirchlich geschlossenen und vollzogenen Ehe kann sie gegebenenfalls feststellen, dass diese Ehe unter falschen Voraussetzungen geschlossen wurde und daher zu keiner Zeit gültig war, dass der Eheabschluss gar nicht zustande gekommen ist, dass die Ehe demnach nur eine Putativ-Ehe, eine vermeintliche Ehe, gewesen ist. So kann etwa der nicht eine gültige Ehe eingehen, der aus Gründen psychischer Natur wesentliche Verpflichtungen der Ehe zu übernehmen nicht imstande ist. Das ist etwa der Fall, wenn jemand auf Grund seines Charakters zur Gewalt neigt, ist doch die Ehe ihrer Natur nach auf das Wohl der Eheleute ausgerichtet. Bei diesem Ehenichtigkeitsgrund pflegt man von psychisch bedingter Eheführungsunfähigkeit zu sprechen<sup>55</sup>. Eine gültige Ehe kann auch der nicht eingehen, der bewusst Vorbehalte setzt gegenüber den drei Wesenseigenschaften der Ehe, nämlich gegenüber der Ehe als einer Gemeinschaft von einem Mann und einer Frau, welche als unauflöslich zu verstehen und auf die Fruchtbarkeit hin ausgerichtet ist.

Die Kirche hat eine Reihe von Ehehindernissen aufgestellt. Sie unterscheidet dabei solche, von denen sie nicht dispensieren kann und solche, von denen sie das kann. Ehehindernisse, von denen sie nicht dispensieren kann, sind ein bestehendes Eheband, Blutsverwandtschaft in der geraden Linie und im 1. Grad der Seitenlinie, Ehebruch mit Eheversprechen oder das Fehlen des vorgeschriebenen Mindestalters<sup>56</sup>. Ehehindernisse, von denen die Kirche dispensiert und dispensieren kann, sind die Konfessions- und die Religionsverschiedenheit, Ordensgelübde oder Blutsverwandtschaft im 2. und 3. Grad der Seitenlinie. Ein Ehehindernis, von dem die Kirche für gewöhnlich nicht dispensiert, von dem sie aber dispensieren kann und es auch hin und wieder tut, ist die Priesterweihe.

Die Ehenichtigkeitsgründe werden jeweils in einem Annullierungsverfahren festgestellt, das vor dem kirchlichen Ehegericht stattfindet. Dieses trägt die Bezeichnung Offizialat. Jede Diö-

---

<sup>55</sup> Vgl. CIC, canon 1095, Nr. 2.

zese hat ein solches Offizialat. Zwar wird dieses in den meisten Fällen in Ehe-Angelegenheiten tätig, grundsätzlich verhandelt es jedoch auch über andere Fragen des kanonischen Rechtes.

Von großer Bedeutung für die Führung einer christlichen Ehe ist die Vorbereitung auf sie. Die entferntere Vorbereitung muss im Religionsunterricht der Heranwachsenden erfolgen und in der Jugendseelsorge, die nähere in Brautleute-Seminaren und im so genannten Brautunterricht. In der Enzyklika „Casti connubii“ von 1930 stellt Papst Pius XI. fest, für eine umfassende und dauerhafte Erneuerung der Ehe im christlichen Geiste sei es notwendig, „dass die Gläubigen über die Ehe genau unterwiesen“ würden, „nicht nur einmal und oberflächlich, sondern oft und gründlich, in klarer und überzeugender Weise, so dass die Wahrheit den Verstand gefangen“ nehme „und bis in das innerste Herz“<sup>57</sup> eindringe. Es kann hier nicht nur um das Wissen gehen. Die Vorbereitung auf eine christliche Ehe fordert heute von dem jungen Menschen eine gehörige Portion von Non-Konformismus. Er muss wissen, dass die voreheliche Enthaltensamkeit eine entscheidende Voraussetzung ist für das Gelingen der christlichen Ehe und der Ehe überhaupt. Sexuelle Disziplinlosigkeit, Pornographie und Promiskuität sind eine schwere Hypothek für die spätere Ehe. Wenn heute so viele Ehen scheitern, liegt das an der oft exzessiven vorehelichen sexuellen Praxis der jungen Menschen. In nicht wenigen Fällen führt das dazu, dass junge Menschen in wachsender Zahl eine Ehe gar nicht mehr eingehen. Eine Frucht exzessiver sexueller Praxis ist auch das Laster der Homosexualität, das heute mit einer merkwürdigen Offensivität das Feld beherrscht.

Sofern der Mensch Person ist, darf er niemals als Mittel zum Zweck gebraucht werden. Das gilt auch für die Ehe. Wird der Partner in der Ehe als Mittel zum Zweck gebraucht für die eigenen Wünsche und Begierden und Vorstellungen, beginnt der Verfall der Ehe, wird ihre Harmonie an der Wurzel zerstört. Wo der Mensch in seiner Würde nicht geachtet wird, da kann keine Gemeinschaft Bestand haben, zumindest kann sie da den Menschen nicht glücklich machen. Der Egoismus ist das Problem. In der engen Gemeinschaft der Ehe wirkt er sich besonders verheerend aus.

Christliche Eheleute müssen sich fortwährend um Beharrlichkeit und Geduld, um Demut und Starkmut und um kindliches Vertrauen zu Gott und zu seiner Gnade bemühen, sie müssen regelmäßig beten und häufig die Sakramente der Eucharistie und der Buße empfangen. Daran

---

<sup>56</sup> 14 Jahre bei weiblichen Personen, 16 Jahre bei männlichen.

erinnert Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Familiaris consortio“<sup>58</sup>. Das sind Haltungen, die nicht früh genug eingeübt werden können.

Wesentliche Momente der christlichen Ehe sind die unbedingte Zusammengehörigkeit der Eheleute, der Gleichklang der Seelen, die Geborgenheit, welche die Eheleute einander gewähren, und ihr entschlossener Wille, einander auf dem Weg zu Gott zu helfen und das Christusheil im Alltag sichtbar zu machen.

Es geht in der christlichen Ehe nicht darum, dass die Eheleute einander ihre Unvollkommenheit eingestehen und sich so annehmen, wie sie sind - so wird es heute zuweilen fälschlich dargestellt -, vielmehr geht es in der christlichen Ehe darum, dass die Eheleute mit Hilfe der Gnade des Sakramentes ihre verborgenen Anlagen entfalten und miteinander den Weg der vollkommenen Liebe gehen. Papst Pius XI. schreibt in der Ehe-Enzyklika „Casti connubii“: „Die gegenseitige innere Formung der Gatten, das beharrliche Bemühen, einander zur Vollendung zu führen, kann man ... sehr wahr und richtig als Hauptgrund und eigentlichen Sinn der Ehe bezeichnen“<sup>59</sup>.

Viele junge Leute stolpern heute in die Ehe hinein und zerstören damit ihr Lebensglück, unter Umständen auch das ewige Heil. Statt bei ihrer Wahl auf Religion, Tugend und Gesundheit zu schauen, schauen sie oftmals lediglich auf die irdischen Güter, auf die Schönheit und auf andere vergängliche Vorzüge. Oftmals beginnen sie eine Bekanntschaft allzu früh, versprechen leichtsinnig einander die Ehe und entehren den Brautstand durch schwere Sünden. Das aber kann nicht gut gehen.

Der Glaube und die religiöse Haltung sind von großer Bedeutung für das Gelingen der Ehe. Die Ehen nichtgläubiger Partner scheitern sehr viel häufiger als die Ehen gläubiger Partner. In den USA wird heute die Hälfte aller nur standesamtlich geschlossenen Ehen wieder geschieden, während von den kirchlich geschlossenen jede dritte wieder geschieden wird. Wenn beide Partner regelmäßig den Gottesdienst besuchen, scheitern nur 2% dieser Ehen. Beten die Partner täglich gemeinsam, geht nur eine Ehe von 1400 Ehen in die Brüche<sup>60</sup>.

---

<sup>57</sup> Papst Pius XI., Enzyklika „Casti connubii“ vom 31. Dezember 1930, III, 3.

<sup>58</sup> Papst Johannes Paul II., Enzyklika „Familiaris Consortio“ vom 22. November 1981, Nr. 33.

<sup>59</sup> Papst Pius XI., Enzyklika „Casti connubii“ vom 31. Dezember 1930, I, 3 b.

<sup>60</sup> So stellt die Amerikanerin M. A. Wilson in einer Untersuchung fest (Internet); vgl. Was hält Ehe zusammen? Internet: [www.familienhandbuch.de](http://www.familienhandbuch.de)

Zu einer speziellen Belastung wird der Glaube jedoch für die Ehe, wenn die Ehepartner verschiedener Konfession oder gar verschiedener Religion sind. Das wird heute zu wenig beachtet. Vielfach verschließt man gar die Augen davor, wenn man etwa statt von konfessionsverschiedenen Ehen von konfessionsverbindenden Ehen oder auch von religionsverbindenden Ehen spricht. In der Regel wird man in solchen Ehen gleichgültig hinsichtlich der religiösen Praxis, allein schon deshalb, weil man den religiösen Auseinandersetzungen aus dem Weg gehen möchte. Die katholische Kirche verliert durch die konfessionsverschiedenen und religionsverschiedenen Ehen mehr Gläubige, als sie durch die Missionstätigkeit gewinnt, wobei man nicht übersehen darf, dass auch die Missionstätigkeit der Kirche heute im Gefolge eines wachsenden religiösen Indifferentismus weithin stagniert. Es gibt sicherlich vorbildliche Mischehen, auch heute noch, aber sie sind äußerst selten. Da sind sich gläubige Katholiken einig mit den gläubigen Protestanten.

Vorbildliche Ehen führen in der Regel die Zeugen Jehovas, vorbildlich auch für uns. Sie verstehen ihre Ehe als heilig, und sie werden durch ihre Ehe geheiligt. Bedingungslose Treue, intensives Gebet und der tapfere Einsatz für den Glauben, das sind die entscheidenden Elemente ihres Lebens.

\*

Die Liebe ist das entscheidende Element der christlichen Ehe, weil die sakramentale Ehe ein Zeichen der Liebe Gottes zu den Menschen und seiner Treue zu ihnen ist. Die sakramentale Ehe hat die Liebe zur Voraussetzung, und zugleich ist sie der Ort, in dem die Liebe gelernt wird. Wo sie herrscht, da findet die christliche Ehe ihre Vollendung. Die sakramentale Ehe der Christen hat in spezifischer Weise Anteil an der Liebe Christi, wie er sie uns in seinem Tod am Kreuz geschenkt hat. Zugleich setzt sie diese Liebe immer wieder gegenwärtig in unserer Welt<sup>61</sup>. Papst Pius XII. (+ 1958) betont, dass die Liebe der Ehegatten auch im jenseitigen Leben fortbesteht, wie ja auch die Seelen fortexistieren, in denen sie in diesem Leben gewohnt hat<sup>62</sup>.

Ein wesentliches Element der Liebe ist die Bereitschaft zur Vergebung. Ihre Vollendung findet sie in der Hingabe. In der sakramentalen Ehe und überhaupt in der christlichen Existenz

---

<sup>61</sup> Josef Höffner, *Ehe und Familie. Wesen und Wandel in der industriellen Gesellschaft*, Münster 1965, 49 f.

<sup>62</sup> Papst Pius XII. *Ansprache an Neuvermählte* am 29. April 1942 in: *Soziale Summe Pius' XII.*, Hrsg. von Arthur Fridolin Utz und Josef Groner, Bd. I, Freiburg in der Schweiz, 1954, Nr. 920.

geht es nicht um die Selbstverwirklichung, sondern um den selbstlosen Dienst, wie er paradigmatisch Gestalt gefunden hat in Maria, der Mutter Jesu. Die Liebe und die Hingabe machen den Menschen frei, der Egoismus macht ihn abhängig.

Der Schlüssel zu einem glücklichen Eheleben ist die Geduld. Zusammen mit der Opferbereitschaft geht sie aus der Selbstlosigkeit hervor. Die Opferbereitschaft ist der Prüfstein für die Reife der ehelichen Liebe und ihr religiöses Niveau.

In der christlichen Ehe ist das Verhalten der Gatten zueinander rücksichtsvoll und höflich, bestimmt von würdevoller Aufmerksamkeit und Herzlichkeit. Dazu gehört auch jene subtile Distanz, ohne die die wahre Liebe nicht möglich ist, ohne die die Liebe banalisiert wird. Die Banalisierung der Liebe ist die größte Versuchung der Eheleute, gerade auch in der heutigen Großwetterlage. Ihr müssen sie besondere Aufmerksamkeit zuwenden, damit das Glück der Liebe fortauern, ja, damit es immer mehr wachsen kann.

In der christlichen Ehe dürfen und müssen die Gatten einen Heiligungsdienst nicht nur an ihren Kindern ausüben, sondern auch aneinander. Die Ehe ist ja nicht nur in ihrem Entstehen ein Sakrament, sondern auch in ihrem Bestehen. Erinnert sei hier an ein kostbares Wort des Kirchenvaters Johannes Chrysostomus (+ 407), der sich an den christlichen Ehemann wendet mit der Mahnung: „Biete ihr die Hand in geistlichen Dingen“<sup>63</sup>, und der im Blick auf die christliche Ehefrau sagt: „Sie wird ihren Mann zu retten vermögen, wenn sie ... ein apostolisches Leben in sich ausprägt ... Dadurch wird die Seele dessen gerettet, mit dem sie zusammenlebt“<sup>64</sup>.

Von großer Bedeutung ist das Gebet der Eheleute füreinander. Es ist das „remedium optimum“, das beste Heilmittel, vor allem dann, wenn eine Ehe gefährdet ist, in Zeiten der Krise, die der besten Ehe nicht erspart bleiben. Der Dichter Reinhold Schneider (+ 1958) schreibt: „Wo die Luft erfüllt ist vom Gebet, da werden die Gedanken reiner und die Taten besser“. Letztlich ist es Satan, der das Miteinander der Menschen zerstört. Dabei ist das entscheidende Medium, dessen er sich bedient, die Unwahrhaftigkeit, denn nichts bringt die Menschen schneller auseinander als die Lüge<sup>65</sup>.

---

<sup>63</sup> Johannes Chrysostomus, Homilien zum 2. Thessalonicherbrief 5, 5.

<sup>64</sup> Ders., Vom jungfräulichen Stande, 47.



Von Anfang an müssen christliche Eheleute das Gebet auch miteinander pflegen, nicht nur in der Gestalt des Tischgebetes oder des Gebetes mit den Kindern. Nichts verbindet die Menschen so sehr miteinander wie das gemeinsame Gebet. Beginnen die Eheleute damit gleich am Anfang oder gar schon vor der Eheschließung, ist es nicht schwer. Verschiebt man es auf später, sind die Widerstände dagegen in vielen Fällen unüberwindlich, scheinen sie in vielen Fällen unüberwindlich zu sein.

Die christliche Ehe bedarf wie das christliche Leben überhaupt der Askese, die christliche Ehe bedarf ihrer jedoch in ganz spezifischer Weise. Die Offenbarung, aber auch die Vernunft bezeugen uns, dass es kein wahres und dauerhaftes Glück gibt ohne die Askese und dass es keine fruchtbare Askese gibt ohne Innerlichkeit oder ohne Gebet. Die entscheidenden Waffen in der Auseinandersetzung des Christen mit dem Bösen sind „fasten und beten“ (Mt 17, 20; Mk 9, 28).

Die christliche Ehe ist, nicht anders als das Priestertum, zutiefst ein auf Taufe und Firmung aufbauender neuer Grad der Christusverwirklichung in der Welt. Christliche Ehegatten sind bestimmt, nach dem Bild Christi miteinander und füreinander zu leben und in gestaltender Freude und duldem Leiden sowie in segnender Bereitung und in opferndem Entsagen miteinander und aneinander zu reifen. Sie sind berufen, in ihren Kindern die neuen Gefäße und Werkzeuge der Gotteskindschaft und des irdischen Christuslebens zu schaffen und mitzuwirken am Aufbau des Gottesreiches in der Welt.

Die christliche Ehe und das christliche Priestertum stützen einander, ja, sie bedingen einander. Die heilige Ehe ist der Ort, an dem Priester- und Ordensberufungen in großer Zahl heranreifen können, und das heilige Priestertum ist wiederum der stützende Halt für die hohen ethischen und religiösen Forderungen, mit denen christliche Eheleute konfrontiert werden.

---

<sup>65</sup> Kürzlich hieß es in einer Pressemitteilung, dass in den USA jene Ehen, in denen die Eheleute täglich gemeinsam beteten, nur ganz selten auseinandergingen, bei 1400 Ehen komme das nur in einem Fall vor.

## 9. VORTRAG: DAS SAKRAMENT DER PRIESTERWEIHE

### TEIL I

Eingesetzt hat Christus das Sakrament der Priesterweihe, als er im Anschluss an eine Nacht des Gebetes - der Evangelist Markus berichtet davon - aus dem größeren Kreis seiner Jünger zwölf auswählte, „damit sie bei ihm seien“ und „damit er sie sende“ (Mk 3, 1 f). Zwölf wählte er aus, weil er mit ihnen an die zwölf Stammväter des Gottesvolkes Israel erinnern wollte. Sie sollten die Stammväter des neuen Israel werden. Diese Jünger - wir nennen sie auch Apostel - wählte er aus, um sie an seiner messianischen Aufgabe zu beteiligen. Neutestamentliches Priestertum bedeutet messianisches Vikariat. Dieses aber hat die Bevollmächtigung zur Voraussetzung. Beim messianischen Vikariat geht es nicht um eine Beauftragung, sondern um eine Bevollmächtigung. Demgemäß bedeutet die Priesterweihe eine objektive Verwandlung des Weiekandidaten, sofern dieser durch die Weihe zu einem, um es lateinisch auszudrücken, „alter Christus“, zu einem anderen Christus wird. Er repräsentiert Christus in spezifischer Weise, er tritt an seine Stelle. Die Bevollmächtigung ermöglicht es ihm, „in persona Christi“ zu handeln, Christus gleichsam seine Stimme zu leihen, was besonders deutlich hervortritt, wenn er in der Feier des Sakramentes der Eucharistie die Worte spricht „das ist mein Leib ... das ist mein Blut“ und in der Feier des Sakramentes der Buße die Worte „ich spreche dich los ...“.

Die Vollmacht Christi, die dem Priester im Sakrament der Weihe übertragen wird, bezeichnen wir auch, weil sie auf die Auswahl der Zwölf zurückgeht, als apostolische Vollmacht. Formal beruht sie auf der „apostolischen Sukzession“, übertragen wird sie durch den Ritus der Handauflegung. Folglich ist der Priester Träger der apostolischen Vollmacht, sofern er durch die Handauflegung in die apostolische Sukzession eingeführt wurde.

Das Priesteramt hat sich aus dem Bischofsamt entwickelt. Im Amt des Bischofs begegnet uns die apostolische Vollmacht, die „repräsentatio Christi“, in ihrer Fülle, im Amt des Priesters begegnet sie uns in einer gewissen Reduktion. Aus dem „Bischofsamt“ der Apostel und ihrer Schüler, die überall Bischöfe einsetzten in den neu gegründeten Gemeinden, wurde schon bald das Priesteramt ausgegliedert, und die Bischöfe, die zunächst als Kollegium an der Spitze der Gemeinden standen, wurden nun Einzelbischöfe. Wir sprechen hier von dem Monepisko-

pat. Um die Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert standen bereits überall solche Einzel Bischöfe an der Spitze der Gemeinden, die umgeben waren von dem Presbyterium, das heißt von den Priestern, denen sie nur das Eine voraushatten, dass sie die apostolische Vollmacht weitergeben konnten. Nur sie, die Bischöfe, konnten in die apostolische Nachfolge hineinholen und neue Priester oder Bischöfe weihen. Mit der Ausgliederung des Priesteramtes aus dem Bischofsamt entwickelte sich auch das Amt der Diakone, die als Mittler zwischen der Gemeinde und dem Priester bzw. als Mittler zwischen der Gemeinde und dem Bischof stehen sollten. Ihre Weihe war so etwas wie eine Vorstufe zum Priestertum. Die entscheidenden Funktionen des Priestertums konnten sie nicht ausüben, sie wurden nicht Repräsentanten Christi, sofern sie nicht Anteil erhielten am messianischen Vikariat, wurden aber durch die Handauflegung dazu befähigt, dem Priester und dem Bischof bei der Spendung der Sakramente zur Seite stehen. Vor allem erhielten sie mit ihrer Weihe die Bevollmächtigung zur Verkündigung des Gotteswortes innerhalb der Feier der Eucharistie, die stets als sakramental verstanden wurde. Von Anfang an herrschte die Überzeugung in der Kirche, dass in der Feier der Eucharistie in der Predigt des Priesters, des Bischofs oder auch des Diakons Christus selber in entscheidender Weise wirke, so wie er in den Sakramenten der eigentliche Urheber der jeweils speziellen sakramentalen Gnade war.

Nicht selten liest man heute in theologischen Schriften oder in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen: „Im Neuen Testament gibt es überhaupt noch keine Priester“. Das ist eine Behauptung, die immer wieder gemacht wird, die jedoch der Wirklichkeit nicht gerecht wird. Tatsächlich ist das Priesteramt von Christus eingesetzt worden, nicht im Hinblick auf die nähere Ausgestaltung des Priesteramtes, wohl aber im Hinblick auf seinen wesentlichen Kern. Wir dürfen nicht davon ausgehen, dass alles Wesentliche im Glauben der Kirche schon in seiner heutigen Gestalt im Neuen Testament enthalten sein muss. Hier gilt, wie auch sonst im Leben der Menschen, aber auch in der Geschichte der Offenbarung, die etwa 1000 Jahre vor Christus beginnt, das Gesetz der Entwicklung, der Entfaltung. Evolutiv ergeht die Offenbarung Gottes an die Menschheit. Es gibt zwar im Neuen Testament noch kein ausgeformtes Priesteramt, aber das Wesen desselben gibt es schon in den Evangelien, und es entfaltet sich bereits in den Briefen. Jesus setzt spezifische Zeugen ein, die teilhaben an seinem Zeugnis und an seinem messianischen Wirken. Für sie gilt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh 20, 21). Jesus hat den Zwölferkreis geschaffen, um bestimmten Jüngern Anteil zu geben an seiner messianischen Sendung. Dieses Faktum ist das Fundament des Priesteramtes wie auch des Bischofsamtes in der Kirche des Neuen Testaments.

Die Nachfolger der Apostel, die Träger der apostolischen Vollmacht, werden zunächst „presbyteroi“ oder auch „episkopoi“ genannt. In den heidenchristlichen Gemeinden sprach man von „episkopoi“, in den judenchristlichen von „presbyteroi“. In der Apostelgeschichte erfahren wir aus dem Mund des Paulus, dass die „presbyteroi“ identisch sind mit den „episkopoi“, wenn der Völkerapostel in der Abschiedsrede an die Presbyter in Milet diese ermahnt: „Tragt nun Sorge für euch und für die ganze Herde, in der euch der Heilige Geist zu ‚episkopoi‘, also zu Bischöfen, bestellt hat, damit ihr die Kirche Gottes weidet, die er mit seinem eigenen Blut erworben hat“ (Apg 20, 28). Die judenchristlichen und heidenchristlichen Ämter werden hier gleichgesetzt, und es wird deutlich gesagt, dass der Heilige Geist sie in ihre Ämter eingeführt hat, dass sie demnach nicht Funktionäre sind, sondern Träger von Vollmachten. Diese sind ihnen nicht durch die Gemeinden übertragen worden, sondern von oben her. In ihrem Amt setzt sich der Hirtendienst Christi fort, der seine Kulmination im Kreuz erfährt: „Der gute Hirt gibt sein Leben hin für seine Schafe“ (Joh 10, 11). Nicht zuletzt ist es diese Wirklichkeit, durch die die zölibatäre Lebensweise der Priester ihre höchste Sinnhaftigkeit erfährt. Das Priestertum ist von seinem Wesen her auf das Opfer hingeordnet.

Wir sprechen bei den Episkopen und Presbytern zwar nicht mehr von Aposteln, aber in ihnen lebt das apostolische Amt fort. Das Amt der Apostel erlischt in der Kirche, nicht aber die apostolische Vollmacht, die als messianisches Vikariat zu verstehen ist. Sie lebt fort in der Geschichte der Kirche bis zum Jüngsten Tag.

Das zentrale Segenszeichen der Priesterweihe ist die Handauflegung, die uns bereits im Alten Testament in vielfacher Bedeutung begegnet. Im Neuen Testament ist sie vor allem das Zeichen der Übertragung der apostolischen Vollmacht<sup>66</sup>.

Der Rahner-Schüler Herbert Vorgrimler ist nicht der einzige, der offen das Weihepriestertum bestreitet und kühn behauptet: „Es wird (in den biblischen Zeugnissen) gar nichts über eine Weihe gesagt, und selbst Jesus war ja ein Lientheologe - kein Priester“. Ihm sekundiert der Alttestamentler Herbert Haag (+ 2001), wenn er erklärt, eine Kirche, in der es den Klerus und Laien gebe, entspreche nicht dem, was Jesus getan und gelehrt habe, Jesus habe keine Priester haben wollen. Dagegen steht das Konzil von Ephesus (431), wenn es unter Androhung des Bannes den Glauben verteidigt, dass das göttliche Wort, Christus, unser Hoherpriester, sich

---

<sup>66</sup> Joseph Schumacher, „Wenn nur diese Hierarchie nicht wäre“, Kirchliche Hierarchie und Strukturen, in: Michael Müller, Hrsg., Plädoyer für die Kirche. Urteile über Vorurteile, Aachen <sup>4</sup>1992, 217 - 232.

für uns als Opfer dargebracht hat<sup>67</sup>. Im Übrigen ist das Hohepriestertum Christi das entscheidende Thema des Hebräerbriefes.

Zwar hat Jesus sich selbst nie als Priester bezeichnet, offenbar deshalb nicht, weil er sich von dem levitischen Priestertum absetzen wollte, ohne dieses jedoch zu verwerfen. Sein Priestertum stammte nicht von Aaron, sondern es hatte sein Vorbild in Melchisedech und kam direkt vom Himmel. Er war unvergleichlich größer und überbot jede Gestalt des Priestertums um Welten.

Dass Jesus sich als Priester verstanden hat, wird etwa deutlich, wenn er von seinem Tod spricht und diesen mit Hilfe der alttestamentlichen Vorbilder als Sühnopfer beschreibt, wenn er den Tod, dem er ausgeliefert wird, freiwillig auf sich nimmt, ihn aufopfert als Sühne für die Sünden der Menschen und mit ihm einen Neuen Bund errichtet. Der Evangelist Johannes spricht in seinem Evangelium von dem „Hohenpriesterlichen Gebet“ Jesu (Joh 13, 31 ff). Für Paulus ist die freiwillige Lebenshingabe Christi eindeutig ein Opfertod (1 Kor 11). Klar und unmissverständlich bestätigt das der Hebräer-Brief, wenn er erklärt: „Weil dieser (Jesus) aber in Ewigkeit bleibt, besitzt er ein unvergängliches Priestertum“ (Hebr 7, 24). Das Konzil von Trient erklärt: „Dieser unser Gott und Herr wollte sich zwar einmal auf dem Altar des Kreuzes in seinem Tod Gott, seinem Vater, als Opfer darbringen, um für jene die ewige Erlösung zu wirken, weil aber sein Priestertum nicht durch den Tod ausgelöscht werden sollte, wollte er beim letzten Mahl in der Nacht des Verrates seiner geliebten Braut, der Kirche, ein sichtbares Opfer hinterlassen, wie es die Menschennatur erfordert, indem jenes blutige Opfer, das einmal am Kreuz dargebracht werden sollte, dargestellt, sein Andenken bis zum Ende der Zeiten bewahrt und seine heilbringende Kraft uns zur Vergebung der Sünden, die täglich von uns begangen werden, zugewandt werden sollte. So sagte er von sich, dass er in Ewigkeit zum Priester bestellt sei nach der Ordnung des Melchisedech (Ps 109, 4); er brachte Gott, dem Vater, seinen Leib und sein Blut unter den Gestalten von Brot und Wein dar, reichte ihn den Aposteln, die er damals zu Priestern des Neuen Bundes bestellte, unter eben diesen Zeichen zum Genuss und befahl ihnen und ihren Nachfolgern im Priestertum, dieses Opfer darzubringen mit den Worten: ‚Tut dies zu meinem Gedächtnis‘“<sup>68</sup>. - Christus ist die Mitte des Priestertums des Neuen Testaments und der Kirche. Thomas von Aquin (+ 1274) erklärt: „Christus ist der Quell allen Priestertums: der Priester des Gesetzes hat ihn vorgebildet, der

<sup>67</sup> Denzinger - Schönmetzer, Nr. 261.

<sup>68</sup> Vgl. Ebd., Nr. 1740.

Priester des neuen Gesetzes aber wirkt an seiner Statt<sup>69</sup>. Das Priestertum des Neuen Testaments und der Kirche ist demnach ein abgeleitetes, ein mittelbares. Für das Neue Testament gibt es nur den einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich den menschengewordenen Gottessohn, der sich durch sein Leiden und Sterben am Kreuz als solcher erwiesen hat. Schon in seinen Erdentagen hat er jedoch bestimmten Jüngern Anteil gegeben an seiner messianischen Sendung und an seiner messianischen Vollmacht, als er, wie bereits festgestellt wurde, aus dem weiteren Kreis der Jünger nach einer Nacht des Gebetes zwölf auswählte und somit neben das Jünger-Institut das Institut der Apostel stellte, das seine Fortsetzung finden sollte im apostolischen Amt der Kirche.

Seit den Tagen der Urkirche unterscheidet die Kirche drei Stufen des Amtes, die göttlichen Rechtes sind, weil sie sich noch in der Zeit der Offenbarung gebildet haben, das diakonale Amt, das Priesteramt und das Bischofsamt. Die drei Stufen des Amtes sind aufeinander hingebordnet. Deshalb kann gemäß der geltenden Kirchenordnung nur ein Diakon zum Priester geweiht und nur ein Priester zum Bischof geweiht werden.

Priester sein heißt Mittler sein, Mittler zwischen Gott und den Menschen. In diesem Sinne erklärt Paulus im 1. Korintherbrief: „So betrachte man uns als Diener Christi und als Verwalter der Geheimnisse Gottes“ (1 Kor 4, 1).

Dreifach ist die Aufgabe der Priester: Sie verkündigen das Evangelium, sie feiern die Sakramente und sie leiten die Gemeinde Christi. Sie nehmen damit teil an dem Lehramt, dem Priesteramt und dem Hirtenamt Christi. Das Priesteramt Christi aktualisieren sie in der Feier des Opfers sowie in den übrigen Sakramenten, die als solche auf die Eucharistie hingebordnet sind, sein Lehramt aktualisieren sie in der Verkündigung und sein Hirtenamt in der religiösen Führung und Betreuung der Gläubigen und in der Leitung der Gemeinde. Dabei stehen das Lehramt und das Hirtenamt im Dienst des Priesteramtes, das seine Kulmination erfährt im Vollzug des eucharistischen Sakramentes.

Im sakramentalen Priestertum ist Christus dem gläubigen Katholiken in spezifischer Weise gegenwärtig. Gegenwärtig ist er ihm darüber hinaus in der Heiligen Schrift und in der Glaubensüberlieferung der Jahrhunderte, also in der Tradition.

---

<sup>69</sup> Thomas von Aquin, Summa Theologiae, III, q. 22 c. 4.

Dank der sakramentalen Weihe, die der Priester empfangen hat, ist Christus in ihm präsent mit seiner Erlösungs- und Wandlungskraft, mit seiner vergebenden und nährenden Allmacht sowie mit seiner lehrenden und weisenden Hirtensorge. Denn ihm ist die sakramentale Zeugung, Formung und Erhaltung des übernatürlichen Christuslebens in der Menschheit anvertraut. Das Sakrament der Priesterweihe steht neben dem Sakrament der Taufe und dem Sakrament der Firmung. Die zwei Letzteren finden ihre Krönung in dem Ersteren. Dabei ist es so, dass die Gotteskindschaft der Taufe, die christliche Wirkverpflichtung oder das Laienapostolat der Firmung und die sakramentale Lehr- und Weihevollmacht des Priestertums einander bedingen und dass sie die unverlierbaren Prägungen und Seinsformungen darstellen, durch die die menschliche Seele ihre übernatürliche Vervollkommnung empfängt.

Der Katholik unterscheidet zwischen dem Priester als Menschen und dem Priester als Gottesboten. Er freut sich, wenn er das menschlich-bürgerliche Dasein des Priesters von der Kraft des Übernatürlichen geformt und von dem Glanz dieser Kraft durchstrahlt sieht, und er leidet schmerzlich unter der menschlichen Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit der Priester, achtet aber auch dann noch in ihnen die segnende und Weihende und lossprechende Macht und Güte Christi.

Das mit den Aposteln eröffnete neutestamentliche Priestertum ist zutiefst christologisch strukturiert. Konkret bedeutet es die Einbeziehung eines Menschen in die Sendung Christi. Von daher ist eine tiefe persönliche Bindung an Christus wesentlich und grundlegend für den priesterlichen Dienst. Zu dieser Bindung hinzuführen, das muss der Kern aller Vorbereitung auf das Priestertum sein<sup>70</sup>. Daraus folgt, dass der Priester vor allem ein Mann des Gebetes sein muss, ein wirklich geistlicher Mensch<sup>71</sup>. Von Christus, den er repräsentiert, muss er lernen, dass es in seinem Leben nicht auf Selbstverwirklichung und nicht auf Erfolg ankommt, dass er die priesterliche Existenz verfehlt, wenn er den Beifall der Massen sucht. Hat man diese Versuchung, den Beifall der Massen zu suchen, einmal überwunden - das gilt letzten Endes nicht weniger für jeden, der bewusst als Christ lebt aus den Sakramenten der Taufe und der Firmung -, erfährt man in dieser Überwindung eine geradezu beglückende Befreiung<sup>72</sup>.

Die Bindung des Priesters an Christus muss von der Liebe getragen sein. Als Präfekt der Glaubenskongregation schreibt Kardinal Ratzinger in diesem Zusammenhang: „Wer liebt,

---

<sup>70</sup> Joseph Ratzinger, *Zur Gemeinschaft gerufen. Kirche heute verstehen*, Freiburg 1991, 120.

<sup>71</sup> Ebd.

<sup>72</sup> Ebd.

will kennen. Daher äußert sich wirkliche Christusliebe auch in dem Willen, ihn immer besser zu kennen und alles zu kennen, was zu ihm gehört. Wenn Christusliebe (aber) notwendig Menschenliebe wird, heißt dies, dass die Erziehung zu Christus hin auch Erziehung zu den natürlichen Tugenden des Menschseins einschließen muss<sup>73</sup>. Mit der Christusliebe, wenn sie echt ist und authentisch, muss sich nicht nur die Liebe zu den Menschen verbinden, sondern auch die Liebe zur Kirche, denn die Kirche ist der Leib Christi. Die Kirche schützt uns davor, dass wir uns einem erdachten Christus anvertrauen. „... nur in der realen Gemeinschaft der Kirche begegnen wir dem realen Christus“<sup>74</sup>.

Von Anfang an wird zwischen dem allgemeinen Priestertum und dem besonderen unterschieden. Das allgemeine Priestertum der Gläubigen wird begründet durch die Taufe und die Firmung, das besondere Priestertum der Amtsträger wird begründet durch die Priesterweihe. Die beiden Formen des Priestertums sind einander zugeordnet und haben ihre gemeinsame Quelle in Christus. Das besondere Priestertum wird im 2. Timotheusbrief angesprochen, wenn Paulus an seinen Schüler Timotheus schreibt: „Ich ermahne dich, dass du die Gnadengabe Gottes wieder erweckst, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände“ (2 Tim 1, 6). In den Gemeinschaften der Reformation gibt es keine Priester im Sinne des besonderen Priestertums. Die Reformatoren waren der Meinung, dass das Weihepriestertum unbiblisch sei und dass es das einzig wahre Priestertum des Hohenpriesters Christus verdunkle.

Das allgemeine Priestertum unterscheidet sich von dem besonderen nicht gradmäßig, sondern wesentlich. Es handelt sich hier jeweils um eine qualitativ verschiedene Teilnahme am Priestertum Christi. Derjenige, der am besonderen Priestertum Anteil hat, repräsentiert Christus und vertritt ihn, während derjenige, der am allgemeinen Priestertum Anteil hat, mit Christus verähnlicht wird. Er übt sein Priestertum aus, so sagt es das Zweite Vatikanische Konzil, „im Empfang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe“<sup>75</sup>. Das gemeinsame Priestertum aller Getauften dient „vor allem der christlichen Prägung aller Lebensbereiche“<sup>76</sup>, während das amtliche Priestertum die Gläubigen zu dieser Sendung inspiriert und ausrüstet. Bei dem gemeinsamen Priestertum kann man von daher nur im uneigentlichen Sinn von Priestertum sprechen.

---

<sup>73</sup> Ebd., 122.

<sup>74</sup> Ebd., 122 f.

<sup>75</sup> Lumen Gentium, Nr. 10.

<sup>76</sup> Deutsche Bischofskonferenz, Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde, 1995, II, 1, 5.



Zum würdigen und erlaubten Empfang der Priesterweihe gehören die Berufsgnade sowie der Empfang des Sakramentes der Firmung, der Gnadenstand und eine gründliche wissenschaftliche und religiös sittliche Vorbereitung, die sich normalerweise über fünf oder sechs Jahre erstreckt<sup>77</sup>. Zudem dürfen keine Weihehindernisse vorliegen, oder es muss vorher die nötige Dispens erteilt werden. Die Kirche hat eine Reihe von Weihehindernissen aufgestellt, um durch sie alles Ungeziemende vom heiligen Dienst fernzuhalten. Dabei unterscheidet sie in ihrem Recht Irregularitäten und einfache Hindernisse. Irregularitäten sind dauernde Hindernisse, einfache Hindernisse sind zeitweilige<sup>78</sup>. Die Irregularitäten können bedingt sein durch einen Mangel hinsichtlich einer für den Empfang und für die Ausübung des Priesteramtes notwendigen Eigenschaft oder durch ein Vergehen, das nach der Taufe als schwere Sünde begangen wurde. Früher waren die Irregularitäten zahlreicher, im Codex Iuris Canonici, Gesetzbuch der Kirche von 1983 hat man manche fallen lassen.

Irregulär für den Empfang der Priesterweihe sind jene, die „an irgendeiner Form von Geisteskrankheit oder an einer anderen psychischen Erkrankung“ leiden, welche die ordnungsgemäße Erfüllung des priesterlichen Dienstes unmöglich machen, die „die Straftat der Apostasie, der Häresie oder des Schismas“ begangen haben und die eine Eheschließung versucht haben, „sei es auch nur eine bürgerliche“, obwohl sie entweder selbst „durch ein bestehendes Eheband oder die heilige Weihe oder das öffentliche ewige Gelübde der Keuschheit an einer Eheschließung“ gehindert waren oder „die Frau in gültiger Ehe verheiratet oder an das gleiche Gelübde gebunden war“. Ferner sind jene irregulär für den Empfang der Priesterweihe, die „vorsätzlich einen Menschen getötet oder eine vollendete Abtreibung“ vorgenommen haben, und alle, „die positiv daran mitgewirkt haben“, die „sich selbst oder einen anderen schwerwiegend und vorsätzlich verstümmelt“ oder einen Selbstmordversuch unternommen haben, und die „eine Bischöfen oder Priestern vorbehaltene Weihehandlung“ vorgenommen haben, obwohl sie „entweder die betreffende Weihe nicht empfangen“ hatten oder „an deren Ausübung durch eine festgestellte oder verhängte kanonische Strafe“ gehindert waren<sup>79</sup>.

Einfache Weihehindernisse liegen dann vor, wenn jemand verheiratet ist, wenn er „ein Amt versieht oder einer Verwaltungstätigkeit nachgeht, die Klerikern“ verboten sind, oder wenn jemand erst vor kurzer Zeit das Sakrament der Taufe empfangen und sich noch nicht in ausrei-

---

<sup>77</sup> Codex des kanonischen Rechtes. Lateinisch-deutsche Ausgabe, Kevelaer 2001, cann. 1033. 1025. 1027.

<sup>78</sup> Ebd., can. 1040.

<sup>79</sup> Ebd., can. 1041.

chender Weise im christlichen Leben bewährt hat<sup>80</sup>. Wer ein öffentliches Amt ausübt, das eine Teilhabe an der Ausübung weltlicher Gewalt mit sich bringt oder wer Vermögen verwaltet, das Laien gehört, oder wer ein weltliches Amt innehat, mit dem die Pflicht zur Rechenschaftsablage verbunden ist, oder wer Bürgschaften übernommen hat, auch wenn sie nur das Privatvermögen belasten, kann nicht, solange diese Hindernisse vorliegen, die Priesterweihe empfangen<sup>81</sup>. Das Gleiche gilt auch für die, die ein Gewerbe ausüben oder kaufmännisch tätig sind<sup>82</sup>.

Von allen Irregularitäten und Hindernissen kann der Weihekandidat durch Dispens befreit werden, theoretisch auch von dem Hindernis einer bestehenden Ehe. In diesem Fall erfolgt faktisch jedoch eine Befreiung nur im Fall des Übertritts eines verheirateten Pfarrers einer der christlichen Denominationen zur katholischen Kirche, aber auch in dem Fall wird die Dispens nicht in allen Fällen gewährt<sup>83</sup>.

Nur eine männliche Person kann das Sakrament der Priesterweihe gültig empfangen. Sie muss zudem getauft sein und ein gewisses Alter erreicht haben<sup>84</sup>. Diese drei Bedingungen sind von dogmatischer Relevanz. Eine Dispens ist hier nicht möglich. Dass eine Frau nicht die Priesterweihe empfangen kann, hat Papst Johannes Paul II. eindeutig dargelegt in dem Apostolischen Schreiben „*Ordinatio Sacerdotalis*“ vom 22. Mai 1994, in dem er sich auf die ununterbrochene Tradition der Kirche in ihrer zweitausendjährigen Geschichte beruft. Eine weitere Gültigkeitsbedingung für den Empfang der Priesterweihe ist neben dem Nichtvorhandensein von irritierenden Weihehindernissen die Freiheit des Kandidaten. Ein Sakrament kann man nur gültig empfangen, wenn man im Augenblick des Empfangs in ausreichendem Maß frei ist. Das gilt auch für die Priesterweihe. Andererseits ist die rechte Motivation keine Gültigkeitsbedingung für den Empfang der Priesterweihe. Wenn sich also ein Kandidat zur Priesterweihe drängt, ohne für das Priestertum geeignet zu sein oder ohne bereit zu sein, die notwendige priesterliche Lebensführung zu übernehmen, empfängt er die Weihe gültig, sofern keine die Weihe irritierenden Hindernisse vorliegen, aber er versündigt sich in schwerer Weise gegenüber seiner eigenen Person wie auch gegenüber der Kirche. Es geht hier um das Problem der

---

<sup>80</sup> Ebd., can. 1042

<sup>81</sup> Ebd., can. 285.

<sup>82</sup> Ebd., can. 286.

<sup>83</sup> Vgl. auch Karl Hörmann, Hrsg., *Lexikon der christlichen Moral*, Innsbruck 1976, 1301 - 1325.

<sup>84</sup> *Codex des kanonischen Rechtes*. Lateinisch-deutsche Ausgabe, Kvelaer 2001, 1024.

Weiheerschleichung, das früher in den Priesterseminaren immer wieder in Vorträgen behandelt wurde<sup>85</sup>.

Gemäß dem neuen Gesetzbuch der Kirche ist die Voraussetzung für den erlaubten Empfang der Priesterweihe das vollendete 25. Lebensjahr, für den erlaubten Empfang der Bischofsweihe das vollendete 35. Lebensjahr<sup>86</sup>. Vorangehen muss der Priesterweihe die Diakonenweihe, wie der Bischofsweihe die Priesterweihe vorangehen muss. Die Voraussetzung für den erlaubten Empfang der Diakonenweihe ist für den Priesteramtskandidaten das vollendete 23. Lebensjahr, für den Unverheirateten, der ständiger Diakon werden möchte, das vollendete 25. Lebensjahr, für den Verheirateten, der ständiger Diakon werden möchte, das vollendete 35. Lebensjahr<sup>87</sup>. Dem Diakonat muss stets die Übernahme der Dienste des Lektors und des Acolythen vorausgehen sowie ihre Ausübung für eine angemessene Zeit<sup>88</sup>. Der Bischof darf nur solche zu Priestern weihen, die die für das Priesteramt notwendigen Eigenschaften besitzen und genügend vorbereitet sind, spirituell und intellektuell, und die in der Lage und auch bereit sind, der Kirche zu dienen<sup>89</sup>. In einer Ansprache an die Gemeinschaft des Französischen Priesterseminars von Rom fordert Papst Benedikt XVI. am 6. Juni 2009 von den zukünftigen Priestern menschliche Reife, geistliche Qualitäten, apostolischen Eifer und intellektuelle Strenge.

Das Priestersein ist zunächst von sozialer Relevanz. Priester wird man nicht um der eigenen Vervollkommnung willen, sondern um Gottes und um der Menschen willen. Das Priestertum ist auch eine Gabe, ein „munus“, aber in erster Linie ist es ein Dienst, ein „ministerium“. Thomas von Aquin (+ 1274) erklärt: „Die Priesterweihe wird nicht gespendet als Heilmittel für einen einzelnen Menschen, sondern für die ganze Kirche“<sup>90</sup>.

Gemäß Canon 290 des Codex Iuris Canonici lässt selbst der Verlust des klerikalen Standes („Laisierung“) die Weihe unberührt: „Die einmal gültig empfangene heilige Weihe wird niemals ungültig“. Etwas anderes ist es, wenn durch ein richterliches Urteil oder durch ein Verwaltungsdekret die Ungültigkeit der Priesterweihe festgestellt wird<sup>91</sup>.

<sup>85</sup> Ebd., cann. 1026. 1036. Vgl. Presbyterorum Ordinis, Nr. 11; Optatam Totius, Nr.Nr. 2. 6.

<sup>86</sup> Eine weitere Voraussetzung ist die, dass der Betreffende wenigstens bereits 5 Jahre Priester ist. Vgl. Codex des kanonischen Rechtes. Lateinisch-deutsche Ausgabe, Kevelaer 2001, can. 378.

<sup>87</sup> Ebd., can. 1031.

<sup>88</sup> Ebd., can. 1035.

<sup>89</sup> Ebd., cann. 1025. 1027.

<sup>90</sup> Thomas von Aquin, Sentenzenkommentar IV, dist. 24, 1, 2, 1 ad 1.

<sup>91</sup> Codex des kanonischen Rechtes. Lateinisch-deutsche Ausgabe, Kevelaer 2001, can. 290, 1.

Priester wird man nicht, man ergreift das Priestertum nicht als einen Beruf, wie man sonst einen Beruf ergreift. Das Priestertum setzt eine Berufung voraus, und es vermittelt seinem Träger auch keinen Beruf im eigentlichen Sinne, denn es nimmt ihn in seiner ganzen Existenz in Anspruch. Im Markus-Evangelium heißt es: „Jesus stieg auf den Berg hinauf und rief die zu sich, die er selbst wollte“ (Mk 3, 13). Es ist hier wie bei dem Leben nach den evangelischen Räten, dem gottgeweihten Leben. In beiden Fällen ist eine Berufung vorausgesetzt. Gott selber wählt jene aus, die er in seinen Dienst nehmen möchte. „Niemand darf sich diese Würde anmaßen, er muss wie Aaron von Gott berufen sein“ heißt es im Hebräerbrief (5, 4). Aber auch hier wirkt Gott nicht ohne den Menschen, denn niemals drängt Gott dem Menschen seine Gnade auf, immer muss der Mensch sie in Freiheit annehmen. Diese Annahme ist allerdings unter Umständen schwer, nämlich dann, wenn die Umwelt entchristlicht ist und wenn jene, die Priester sind, in großer Zahl ihr Priestertum nur noch formalistisch leben oder gar in größerer Zahl aufgegeben haben. Man kann die Berufung überhören. Es scheint, dass das heute in nicht wenigen Fällen geschieht.

Das Wesen der für das Priestertum und für das Leben gemäß den evangelischen Räten notwendigen Berufung liegt nicht in einer Art von Privatoffenbarung oder in einer außerordentlichen Anregung durch den Heiligen Geist, es sind vielmehr natürliche Faktoren, an denen der Berufene seine Berufung erkennen kann, nämlich an einer starken gefühlsmäßigen Neigung zum geistlichen Stand und an der Eignung für die Obliegenheiten, die mit diesem Stand verbunden sind. Daraus kann der Berufene oder der vermeintlich Berufene jedoch keinen Anspruch herleiten, zur Priesterweihe zugelassen zu werden. Das entscheidende Moment der Berufung liegt in der Annahme des Kandidaten durch den Bischof, der dann die Berufung durch die Weihe sozusagen ratifiziert.

Das Zweite Vatikanische Konzil erklärt: „Bei der Auslese und Prüfung der Kandidaten soll man mit der nötigen geistigen Festigkeit vorgehen, auch dann, wenn Priestermangel zu beklagen ist. Gott lässt es ja seiner Kirche nicht an Dienern fehlen, wenn man die Fähigen auswählt, die nicht Geeigneten aber rechtzeitig in väterlicher Weise anderen Berufen zuführt und ihnen dazu verhilft, dass sie sich im Bewusstsein ihrer christlichen Berufung mit Eifer dem Laienapostolat widmen“<sup>92</sup>. - In der Priesterweihe ergreift Christus endgültig Besitz von einem jungen Menschen, der sich über Jahre hin vorbereitet und wohl überlegt sein „adsum“ gesprochen hat. Diese Besitzergreifung, die durch die Handauflegung sinnfällig unterstrichen wird,

---

<sup>92</sup> Optatum Totius, Dekret des II. Vatikanischen Konzils über die Ausbildung der Priester.

kann dann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Besiegelt wird sie gleichsam durch den priesterlichen Charakter, durch das unauslöschliche Merkmal, das die Konfiguration des Geweihten mit Christus und mit der Kirche, dem mystischen Leib Christi, bezeichnet und bezeugt. Fortan steht der neu geweihte Priester an der Stelle Christi und auch in spezifischer Weise an der Stelle seiner Kirche. Zwar ist die Kirche nicht identisch mit den Priestern, sie besteht immer aus Priestern und Gläubigen, und auch die Priester sind in erster Linie Gläubige, aber die Priester sind der entscheidende Faktor der Kirche Christi.

Es ist das unauslöschliche Merkmal, das den Priester dem Hohenpriester Christus gleichförmig macht, so dass er in der Person des Hauptes Christus handeln kann. Ein solches Merkmal vermittelt nicht nur die Priesterweihe, auch die Sakramente der Taufe und der Firmung vermitteln es. Auch sie können daher nur einmal empfangen werden, nicht anders als das Sakrament der Priesterweihe. Drei der sieben Sakramente prägen dem, der sie empfängt, ein solches Siegel auf. Ein viertes Sakrament nimmt unter diesem Aspekt eine Sonderstellung ein, das Sakrament der Ehe. Bei ihm begründet das Eheband, das die Ehegatten miteinander verbindet, ein quasi-unauslöschliches Merkmal, das als solches das Fortbestehen der Ehe zur Voraussetzung hat und das dann nicht mehr existent ist, wenn das Sakrament durch den Tod eines der Ehegatten gegenstandslos geworden ist, weshalb in dem Fall der überlebende Teil eine neue Ehe eingehen kann<sup>93</sup>.

Die Priesterweihe bewirkt eine innere Verwandlung des Ordinanden, sie vermittelt ihm in spezifischer Weise den Heiligen Geist und prägt ihm ein unauslöschliches Merkmal ein, wie das in anderer Weise jeweils in der Taufe und in der Firmung geschieht. Durch den Empfang des Heiligen Geistes wird dem Ordinanden in der Priesterweihe geistliche Vollmacht übertragen zur Darbringung des Opfers des Neuen Bundes, zur Verwaltung des Bußsakramentes und der anderen Sakramente, abgesehen von den Sakramenten der Ehe und der Priesterweihe, zur sakramentalen Verkündigung des Evangeliums und zur Leitung der Gemeinde. Die Weihe schenkt dem Ordinanden eine Vertiefung der heiligmachenden Gnade und vermittelt ihm in reichem Maße jene helfenden Gnaden, derer er zur würdigen Verwaltung seines Amtes bedarf. In spezifischer Weise tritt er durch die Weihe an die Stelle Christi, was sich in besonders eindrucksvoller Weise zeigt bei den zentralen Sakramenten, die er zu verwalten hat, bei den Sakramenten der Eucharistie und der Buße, wenn er im eucharistischen Sakrament in der heiligen Wandlung von „meinem Leib“ spricht und im Bußsakrament in der Ich-Form die

Lossprechung erteilt. Mit Nachdruck hebt das Zweite Vatikanische Konzil hervor, dass der Priester „in persona Christi“ handelt<sup>94</sup>. Mit dieser Feststellung greift es eine uralte kirchliche Tradition auf, knüpft es an die Berufung der Zwölf durch Jesus, an nicht wenige Jesus-Worte, wie sie uns in den Evangelien überliefert wurden und an die Wirklichkeit der apostolischen Sukzession, die untrennbar mit dem Werden der Kirche in apostolischer Zeit verbunden ist. Die apostolische Sukzession ist das entscheidende Element des kirchlichen Amtes, speziell der Priesterweihe und der Bischofsweihe.

Thomas von Aquin (+ 1274) hebt die Sonderstellung der Priesterweihe im Vergleich mit den anderen sechs Sakramenten hervor, wenn er feststellt: „Das, was im Sakrament mitgeteilt wird, leitet sich in den anderen Sakramenten einzig von Gott her und nicht von dem Amtsträger, der das Sakrament spendet. Was aber in diesem Sakrament (im Sakrament der Priesterweihe) übertragen wird, nämlich die geistliche Gewalt (oder Vollmacht), leitet sich auch von dem her, der das Sakrament spendet, und zwar als eine unvollkommene Gewalt (oder Vollmacht) von einer vollkommenen. Und darum beruht die Wirkkraft der anderen Sakramente vornehmlich auf der Materie, welche die göttliche Kraft sowohl zeichenhaft darstellt wie auch enthält, und zwar auf Grund der Heiligung, die sie durch den Amtsträger erfahren hat<sup>95</sup>. Die Wirkkraft dieses Sakramentes aber wohnt vornehmlich bei dem, der das Sakrament auch spendet“<sup>96</sup>.

Entscheidend übt der Priester sein priesterliches Amt aus in der Feier der Eucharistie. Seit eh und je wurde das Priestertum vom Opfer her konzipiert und der christliche Priester von daher als derjenige verstanden, der Gott das Messopfer darbringt („in persona Christi“), in dem das Kreuzesopfer in sakramentaler Weise gegenwärtig wird, weshalb es auch von jeher selbstverständlich war, dass der Priester jeden Tag die heilige Messe feierte. Das ist heute weithin nicht mehr der Fall. Gerade an diesem Punkt wird der Identitätsverlust der Priester in besonderer Weise deutlich. Sie folgen damit nicht nur einem Trend. Tatsächlich wird nicht wenigen Priestern die Feier der heiligen Messe heute zu einer Qual<sup>97</sup>, wie das Gebet überhaupt, weil

---

<sup>93</sup> Vgl. *Presbyterorum Ordinis*, Nr. 2; *Lumen gentium*, Nr.Nr. 10. 21; *Denzinger / Schönmetzger* Nr.Nr. 825. 1609. 1767. 1774.

<sup>94</sup> *Lumen gentium*, Nr. 10; *Presbyterorum ordinis* Nr. 2.

<sup>95</sup> Gemeint ist das sakramentale Zeichen, das der Spender setzt, wie etwa bei der Eucharistie die Konsekration von Brot und Wein oder beim Sakrament der Buße die Lossprechung in Verbindung mit der Reue und dem Bekenntnis dessen, der das Sakrament empfängt.

<sup>96</sup> Thomas von Aquin, *Sentenzenkommentar IV*, dist. 24, 1, 1, 5.

<sup>97</sup> Nicht zuletzt rächt sich hier wohl auch die Profanierung der Eucharistie als Folge wilder liturgischer Experimente im Rahmen von „Tischmessen, Karnevalsmessen, charismatischen Bacchanalien oder politischen Hetzfei-

ihnen das innere Leben fremd geworden ist. Sie rechtfertigen die Unterlassung der täglichen Feier der heiligen Messe und auch des Gebetes gern damit, dass sie keine Zeit haben, in Wirklichkeit fliehen sie jedoch in die Aktion, die sich bei näherem Hinsehen zudem noch als rein profan darstellt.

Das Opfer ist dem Priestertum wesensimmanent. Das gilt auch für das Priestertum der Kirche. Nun gibt es aber im Neuen Bund nur noch ein Opfer, das Opfer des Kreuzes, und nur noch einen Priester, nämlich Christus, der sich in seinem Tod am Kreuz selbst als Opfer dargebracht hat. Von daher ist er zugleich das Opfer und der Opferpriester. Deshalb ist das Amt der Priester des Neuen Bundes, wie bereits festgestellt wurde, zutiefst christologisch strukturiert, deshalb sind die Priester des Neuen Bundes Priester nur im abgeleiteten Sinn, wirken sie doch an Christi Statt<sup>98</sup>. Das tun sie aber in erster Linie in der kultischen Feier des Kreuzesopfers.

„Die Kirche lebt aus der Eucharistie“, heißt es in der letzten Enzyklika des Papstes Johannes Paul II.<sup>99</sup>. Der Papst nennt die Eucharistie in dieser Enzyklika einen „unermesslichen Schatz“<sup>100</sup>, der „das Heilsgut der Kirche in seiner ganzen Fülle“<sup>101</sup> enthält. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Eucharistie an bedeutender Stelle als die Quelle und den Gipfel des Tuns und des Lebens der Kirche bezeichnet<sup>102</sup>. Bereits Thomas von Aquin (+ 1274) hat sie das Sakrament der Sakramente genannt<sup>103</sup> und erklärt, auf dieses Sakrament sei das Sakrament der Priesterweihe in erster Linie hingeordnet<sup>104</sup>. Für ihn ist die Konsekration des Leibes und des Blutes Christi das entscheidende Tun des Priesters<sup>105</sup>. Er stellt fest: „Priester werden geweiht, dass sie das Sakrament des Leibes Christi vollziehen“<sup>106</sup>. Er verdeutlicht diesen Gedanken noch einmal, wenn er bemerkt: „Das Tun des Priesters ist zweifach: ein Eigentliches und Erstliches, nämlich die Konsekration des wahren Leibes Christi; und ein anderes, nachgeordnetes, nämlich die Bereitung des Volkes für den Empfang dieses Sakramentes“<sup>107</sup>. Er

---

ern“ (so Gottfried Hoffmann, *Der Ökumenismus heute. Geschichte - Kritik - Wegweisung*, Aschaffenburg 1978, 94).

<sup>98</sup> Ders., *Summa Theologiae* III, q. 22, a. 4.

<sup>99</sup> Papst Johannes Paul II., Enzyklika „*Ecclesia de Eucharistia*“ vom 17. April 2003, Nr. 1.

<sup>100</sup> Ebd., Nr. 25.

<sup>101</sup> Ebd., Nr. 1 (Zitat von *Presbyterorum Ordinis*, Nr. 5)

<sup>102</sup> *Sacrosanctum Concilium*, Nr. 10.

<sup>103</sup> Thomas von Aquin, *Sentenzen-Kommentar* IV, d. 24, 2, 1, 2.

<sup>104</sup> Ebd.

<sup>105</sup> Ebd., IV, d. 24, 2, 3.

<sup>106</sup> Ders., *Summa Theologiae* III, q. 67, a. 2.

<sup>107</sup> Ders., *Sentenzenkommentar* IV, dist. 24, 3, 2, 1. Thomas unterstreicht diesen Gedanken, wenn er sagt: „Das Sakrament der Priesterweihe ist hingeordnet auf das Sakrament des Herrenmahles, welches das Sakrament der Sakramente ist, wie Dionysius Areopagita sagt. Wie nämlich der Tempel und der Altar und die Gefäße und die Gewänder, so bedürfen auch die Ämter, die auf das Herrenmahl hingeordnet sind, der Weihung: Und diese Weihung ist das Sakrament der Priesterweihe“ (ebd. 24, 2, 1, 2).

will damit sagen, dass alle Arbeit des Priesters auf die Feier der Eucharistie hin ausgerichtet sein muss, die Glaubensverkündigung, die seelsorgliche Betreuung, die Spendung der Sakramente und die Leitung der Gemeinde. Demgemäß erklärt das Zweite Vatikanische Konzil, die Darbringung des eucharistischen Opfers sei die „wesentliche Funktion“ des Priesters, in dem „beständig das Werk unserer Erlösung vollzogen“ werde<sup>108</sup>.

Vor diesem Hintergrund erweist sich das alte Axiom „Qualis Missa, talis sacerdos“ - „ein Priester ist so viel wert wie die Messe, die er feiert“ als durchaus sachgemäß. Wenn die Feier der Eucharistie das entscheidende Tun des Priesters ist, wird man nicht fehl gehen, wenn man die Qualität seiner priesterlichen Existenz an seinem eucharistischen Leben abliest.

Auch in neueren kirchlichen Dokumenten wird dem Priester immer wieder mit Nachdruck die tägliche Feier der heiligen Messe empfohlen<sup>109</sup>. Papst Benedikt XVI. erklärte den Alumnen des Päpstlichen Römischen Priesterseminars (Pontificio Seminario Romano Maggiore) bei einem Besuch am 17. Februar 2007, an keinem Tag dürfe die heilige Messe fehlen und sie dürfe vor allem nicht als eine berufliche Pflicht verstanden werden. So bestimmt es auch der neue Codex Iuris Canonici<sup>110</sup>. Weil die tägliche Feier der heiligen Messe eigentlich selbstverständlich ist für den Priester, deshalb ist er wohl nicht, wie das beim Stundengebet der Fall ist, unter Sünde dazu verpflichtet.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass der Priester gemäß dem neuen Codex Iuris Canonici nicht gegen seinen Willen zur Konzelebration gezwungen werden darf, dass ihm, wo immer er es wünscht, die Möglichkeit zur Einzelzelebration geboten werden muss<sup>111</sup>. Ich denke, die Konzelebration ist für das geistliche Leben des Priesters und für seine priesterliche Identität ohnehin äußerst problematisch. Wenn heute die Klöster aussterben und die Orden zugrunde gehen, liegt das nicht zuletzt auch an der Konzelebration, wie sie die Regel geworden ist in den Klöstern. Zudem zerstört sie den Sinn für die tägliche Feier der heiligen Messe. Von der theologischen Problematik der Konzelebration soll hier nicht geredet werden. Man kann nur beten, dass sich bei den Priestern und bei denen, die besondere Verantwortung tragen für

<sup>108</sup> Presbyterorum Ordinis, Nr. 13.

<sup>109</sup> Vgl. Sacrosanctum Concilium, Nr. 26 f; Presbyterorum Ordinis, Nr. 13; Papst Paul VI., „Mysterium fidei“ (Acta Apostolicae Sedis 1965, 761 f); Ritenkongregation vom 25. Mai.1967 (Acta Apostolicae Sedis, 1967, 542).

<sup>110</sup> Vgl. Codex des kanonischen Rechtes. Lateinisch-deutsche Ausgabe, Kevelaer 2001, can. 246, § 1: „Die Feier der Eucharistie hat der Mittelpunkt des ganzen Seminarlebens zu sein, so dass die Alumnen täglich an der Liebe Christi Anteil haben und die geistliche Kraft für ihre apostolische Arbeit und für ihr geistliches Leben vor allem aus dieser reichen Quelle schöpfen“.



sie, die Erkenntnis durchsetzt, dass die Konzelebration ein großer Schaden ist für das Priestertum und für die Kirche in ihrer Gesamtheit, zumindest in dieser Extensität<sup>112</sup>.

Der Priester verkörpert als Bote Gottes in einem ganz spezifischen Sinn ein Stück Ewigkeit. Daraus ergibt sich für ihn eine gewisse Fremdheit in unserer säkularen Welt. Das spüren die Menschen. Früher war das auf jeden Fall so, sogar in der Regel. Heute ist das allerdings weithin anders, weil sich viele Priester bewusst weltlich geben und dabei nicht merken, was sie damit zerstören, wie sie verbürgerlichen und ihre Berufung verraten.

In diesem Kontext ist auch daran zu erinnern, dass der Priester im Alltag an seiner Kleidung erkennbar sein muss. Nach dem Gesetzbuch der Kirche ist er dazu verpflichtet. Weithin wird diese Verpflichtung jedoch ignoriert. Das ist bedauerlich, weil die Priesterkleidung nicht unbedeutend ist für den Priester wie auch für die Gläubigen und nicht zuletzt auch für die Präsenz der Kirche in der Öffentlichkeit, ganz abgesehen davon, dass der Priester mit ihr dokumentieren kann, dass er stets im Dienst ist. Der Priester in Zivil, wenn er über sein Verhalten nachdenkt, müsste er erkennen, dass er eigentlich ein protestantischer Pastor oder ein Laie ist, wobei sich heute immer wieder auch protestantische Pastoren für die dunkle Kleidung und für das römische Kollar begeistern<sup>113</sup>. Die These von der Barriere, die durch die zivile Kleidung abgebaut wird gegenüber den Gläubigen, ist ein theoretisches Konstrukt. Seit wann wird durch eine Uniform eine Barriere aufgebaut? Die Barriere schaffen die Priester durch ihre verlorene Identität und durch ihren fehlenden Eros<sup>114</sup>. Im Übrigen wird der Priester in Zivil, der sich über die Disziplin der Kirche hinwegsetzt, mit höchster Wahrscheinlichkeit auch in der Verkündigung manche nicht katholische Positionen vertreten. Es ist davon auszugehen, dass die Vorschrift, als Priester an der Kleidung erkennbar zu sein, nicht die einzige Vorschrift ist, um die er sich nicht kümmert.

Wichtiger als das Wirken des Priesters ist die priesterliche Existenz, bedeutsamer als sein Wissen ist sein religiöses Leben. Darauf weist Papst Benedikt XVI. hin in seiner Weihnachtsan-

---

<sup>111</sup> Ebd., can. 912.

<sup>112</sup> Vgl. auch Peter Fabritz, Die tägliche Zelebration des Priesters. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung, St. Ottilien 2005, passim.

<sup>113</sup> Vor etwa einem Jahr war ich auf der Geburtstagsfeier eines befreundeten evangelischen Pastors. Von den sieben dort anwesenden evangelischen Pastoren trugen fünf exakte Priesterkleidung. Auf meine Nachfrage wurde mir erklärt, das sei ihre Kleidung auch im Alltag. Ich vermute, dass das Amtsverständnis dieser Pastoren katholischer ist als das vieler katholischer Priester heute.

<sup>114</sup> Eros bedeutet in diesem Zusammenhang religiöse Begeisterung, pastorale Einsatzbereitschaft. An ihre Stelle sind Gleichgültigkeit und Desinteresse getreten. Ein verbürgerlichter Klerus distanziert sich von der Kirche und von den Menschen. Dagegen spricht nicht, dass sich viele Priester heute bei den Menschen anbiedern.

sprache an die Römische Kurie am 22. Dezember 2006, wenn er feststellt: „Der Priester muss wirklich Gott von innen her kennen und ihn so zu den Menschen bringen: Das ist der allererste Dienst, den die Menschheit heute braucht“. Er fährt fort: „Wenn in einem priesterlichen Leben diese Zentralität Gottes verloren geht, dann wird auch der Eifer des Tuns allmählich leer. Im Übermaß des Äußeren fehlt die Mitte, die allem Sinn gibt und es zur Einheit fügt .... Der Zölibat, die Ehelosigkeit der Priester ... kann letztlich nur von hier aus verstanden und geliebt werden ...“. In der gleichen Ansprache beschwört der Papst die „Theozentrik der priesterlichen Existenz“, die gerade in unserer „funktionalistischen Welt“ nötig sei, „in der alles auf errechenbaren und greifbaren Leistungen“ beruhe<sup>115</sup>.

Das Zweite Vatikanische Konzil stellt lapidar fest: Die Priester sind „in besonderer Weise zum Streben nach der Vollkommenheit verpflichtet“<sup>116</sup>. Im Gesetzbuch der Kirche von 1983 heißt es: „In ihrer Lebensführung sind die Kleriker in besonderer Weise zum Streben nach Heiligkeit verpflichtet, da sie, durch den Empfang der Weihe in neuer Weise Gott geweiht, Verwalter der Geheimnisse Gottes zum Dienst an seinem Volke sind“<sup>117</sup>.

In dem Apostolischen Schreiben „Pastores dabo vobis“ erklärt Papst Johannes Paul II., die Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils, alle Christgläubigen jeglichen Standes oder Ranges seien zur Heiligkeit des Lebens berufen<sup>118</sup>, finde eine besondere Anwendung auf die Priester, denn sie seien nicht nur als Getaufte zur Heiligkeit berufen, sondern auch und ganz besonders als Priester, das bedeute, sie seien mit einer neuen Würde und unter eigenständigen Bedingungen, die sich aus dem Weihesakrament ableiten ließen, zur Heiligkeit berufen<sup>119</sup>. Der Papst konkretisiert diese Aussage, wenn er in dem nämlichen Schreiben feststellt: „Die priesterliche Berufung ist im Wesentlichen eine Berufung zur Heiligkeit in der Form, die aus dem Sakrament der Priesterweihe entspringt. Die Heiligkeit ist Vertrautheit mit Gott, sie ist Nachahmung des armen, keuschen und demütigen Christus, sie ist vorbehaltlose Liebe zu den Seelen und Hingabe an ihr wahres Wohl; sie ist Liebe zur Kirche, die heilig ist und uns heiligen will, weil das die Sendung ist, die Christus ihr anvertraut hat. Jeder von euch muss heilig

<sup>115</sup> Benedikt XVI., Weihnachtsansprache an die römische Kurie vom 22. Dezember 2006.

<sup>116</sup> Prebyterorum Ordinis, Nr. 12.

<sup>117</sup> Codex des kanonischen Rechtes. Lateinisch-deutsche Ausgabe, Kevelaer 2001, can. 276, § 1. Präziser heißt es im alten CIC von 1917: „Die Kleriker müssen innerlich und äußerlich ein heiligeres Leben führen als die Laien und sie durch Tugendhaftigkeit und rechtes Tun beispielgebend übertreffen“ - „Clerici debent sanctiorem prae laicis vitam interiorem et exteriorem ducere eisque virtute et recte factis in exemplum excellere“ (can. 124).

<sup>118</sup> Lumen Gentium, Nr. 40.

<sup>119</sup> Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben „Pastores dabo vobis“ vom 25. März 1992, Nr. 19.

sein, um auch den Brüdern zu helfen, ihrer Berufung zur Heiligkeit zu folgen<sup>120</sup>. Der Priester muss sich um die Heiligkeit des Lebens bemühen, weil er das, was er objektiv geworden ist durch die Priesterweihe, auch im Lebensvollzug werden muss. Er muss werden, was er ist<sup>121</sup>. Das ist letztlich das Geheimnis des „Erfolgs“ im Leben des Priesters.

Das Bemühen um die Heiligkeit des Lebens beinhaltet in erster Linie das Bemühen um ein intensives Gebetsleben. Im Einzelnen sollte es Gestalt finden in der täglichen Feier der heiligen Messe, in der Betrachtung, im Rosenkranz, in der Schriftlesung und in der geistlichen Lesung. Wenn der Priester sich treu daran hält, bedeutet das für ihn, dass er wenigstens drei Stunden am Tag im Gebet verbringt. Für die heilige Messe muss er, wenn er die Danksagung mit einbezieht, wenigstens drei Viertelstunden rechnen, für die Betrachtung eine halbe Stunde, für das Rosenkranzgebet etwa 20 Minuten, wenn nicht gar eine halbe Stunde, für die Lesung der Heiligen Schrift etwa 10 Minuten, für die geistliche Lesung noch einmal 10 Minuten und für das Stundengebet, wenn er es sorgfältig betet, etwa fünf Viertelstunden. Dann käme er schon auf 3 Stunden und 20 Minuten.

Zu allen Zeiten besteht die Versuchung, das Priestertum aus unlauteren Motiven anzustreben, die Vorteile des Priesterstandes in Anspruch zu nehmen, nicht jedoch den Anforderungen gerecht zu werden, die die Kirche an diesen Stand stellt und stellen muss. Bereits bei Augustinus (+ 430) lesen wir einen Satz, der heute aufs Neue von besonderer Aktualität ist. Er lautet: „Seht die Welt ist voll von Priestern, dennoch findet sich auf dem Erntefeld Gottes kaum ein Arbeiter, weil wir zwar das priesterliche Amt übernommen haben, aber die daraus folgende Verpflichtung nicht erfüllen“ - „Ecce mundus sacerdotibus plenus est, sed tamen in messe Dei rarus valde inventor operator, quia officium quidem sacerdotale suscepimus, sed opus officii non implemus“<sup>122</sup>.

Das II. Vatikanische Konzil ermahnt die Priester nachdrücklich, um ihrer Teilhabe am Priestertum Christi und um ihrer Sendung willen „den Bischof wahrhaft als ihren Vater“ anzuerkennen und „ihm ehrfürchtig“ zu gehorchen<sup>123</sup>. Dieser aber soll, so das Konzil, „seine priesterlichen Mitarbeiter als Söhne und Freunde ansehen“ so wie „Christus seine Jünger nicht mehr Knechte, sondern Freunde“ genannt hat<sup>124</sup>.

---

<sup>120</sup> Ebd., Nr. 33.

<sup>121</sup> Vgl. ebd., Nr. 27.

<sup>122</sup> Augustinus, Homilia 17, 3.

<sup>123</sup> Lumen gentium, Nr. 28.

<sup>124</sup> Ebd.

Weil es mit dem Gehorsam der Priester schlecht bestellt ist - das ist letztlich die Folge des religiösen, menschlichen und intellektuellen Niedergangs im Klerus -, darum ist die Kirche heute weithin unregierbar geworden. Die Bischöfe geben den Priestern in dieser Hinsicht allerdings nicht immer ein gutes Beispiel, wenn sie ihrerseits etwa dem Papst nicht gehorsam sind und die Gesetze der Kirche nicht ernst nehmen und sie nicht urgieren. Dass man die Vorschriften der Oberen in der Kirche ignoriert oder nur äußerlich einhält, das hat indessen eine längere Geschichte, eine Geschichte, die schon vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil begonnen hat, jedenfalls bei den Priestern, wenngleich das früher nicht solche Ausmaße hatte, wie das heute der Fall ist.

Das Zweite Vatikanische Konzil weist auch darauf hin, dass die Priester kraft der Gemeinsamkeit der heiligen Weihe und Sendung „einander in ganz enger Brüderlichkeit verbunden“ sind, was sich „spontan und freudig äußern“ soll „in gegenseitiger Hilfe, geistiger wie materieller, pastoraler wie persönlicher Art, in Zusammenkünften, in der Gemeinschaft des Lebens, der Arbeit und der Liebe“<sup>125</sup>. Auch diese Mahnung ist von großer Aktualität, da die Brüderlichkeit der Priester untereinander sehr zu wünschen übrig lässt. Um sie ist es schlechter bestellt als je zuvor.

Das Miteinander der Priester, die Confraternitas, war noch nie so korrumpiert wie heute, jedenfalls solange ich Priester bin. Vor 50 Jahren war das Verhältnis der Priester, ob sie sich kannten oder nicht, allgemein ausgesprochen familiär. Vor etwa 30 Jahren bin ich in meinen Ferien einmal durch Frankreich gefahren und habe jeden Tag in einer anderen Pfarrei die heilige Messe gefeiert und so jeden Tag einen anderen Priester kennen gelernt. Stets konnte ich die Erfahrung des Zusammengehörigkeitsgefühls machen trotz der Verschiedenheit der Nationalität und der Sprache. Nicht selten wurde ich zum Frühstück eingeladen. Heute dürfte das kaum noch möglich sein. Ein jüngerer Priester erzählte mir kürzlich, er sei mit einer kleinen Gruppe von jungen Menschen seiner Pfarrei mit dem Fahrrad gut 1000 Kilometer durch Frankreich gefahren. Da habe er einen Messkoffer dabei gehabt und jeden Tag mit seinen Begleitern in einer anderen Kirche die heilige Messe gefeiert, wo er gerade eine Kirche vorgefunden habe, die nicht geschlossen war. Mit dem Pfarrer Kontakt aufzunehmen, habe er vermieden, weil er von dem nichts erwartet hätte.

---

<sup>125</sup> Ebd.

Was die Verpflichtungen der Priester im Hinblick auf die Gläubigen angeht, schreibt das Zweite Vatikanische Konzil: „Sie seien eingedenk, dass sie in ihrem täglichen Wandel und ihrer Obsorge für Gläubige und Ungläubige, Katholiken und Nichtkatholiken das Antlitz des wahren Priester- und Hirtendienstes zeigen und allen das Zeugnis der Wahrheit und des Lebens geben müssen. Als gute Hirten haben sie die Pflicht, auch jenen nachzugehen (vgl. Lk 15,4-7), die zwar in der katholischen Kirche getauft sind, sich aber von der Übung des sakramentalen Lebens oder gar vom Glauben entfernt haben“<sup>126</sup>.

Diese Sorge ist nur noch selten erkennbar bei den Priestern. Ihre Nähe zu den Menschen deklamieren sie zwar oft, aber die Wirklichkeit ist anders. Die Präsenz der Priester in der modernen Welt ist weithin gleich Null. Die Pastoralpläne verstärken diese Tendenz, indem sie das, was man im Grunde nicht mehr als Seelsorge bezeichnen kann, systematisch anonymisieren und horizontalisieren. Von all dem lenkt die vorgetäuschte oder wirkliche Hektik des Alltags der Priester ab, die meiner Erfahrung nach mehr vorgetäuscht ist als wirklich.

## 10. VORTRAG: DAS SAKRAMENT DER PRIESTERWEIHE

### TEIL II

Pfarrer Guido Rodheudt, der Gründer des Netzwerkes katholischer Priester, weist in einem Interview darauf hin, dass angesichts der erschreckenden Zahlen des Priesternachwuchses, die in manchen Diözesen fast gegen Null gehen, eine grundsätzliche Forderung die ist, dass das katholische Profil in der Priesterausbildung wieder gepflegt werden muss<sup>127</sup>. Er meint, ein katholisches Profil steigere den Marktwert des Priesters, verkappte Sozialarbeiter oder larmoyante Psychotherapeuten gebe es an jeder Straßenecke genug, dazu brauche es nicht den Priester<sup>128</sup>.

Kürzlich ging durch die Presse, im Jahr 2008 habe es erstmalig in Deutschland weniger als 100 Priesterweihen gegeben, nämlich nur 93. Im laufenden Jahr werden es kaum mehr sein. 93, das sind, umgerechnet auf 23 Diözesen, kaum 3, 5 Neupriester pro Diözese<sup>129</sup>. Bundes-

---

<sup>126</sup> Ebd.

<sup>127</sup> Internet: [priesternetzwerk.net](http://priesternetzwerk.net)

<sup>128</sup> Ebd.

<sup>129</sup> IK-Nachrichten - Pro Sancta Ecclesia 10, 2009, Nr. 8 / 9.

weit gibt es im Jahre 2007 rund 900 Priesteramtskandidaten. Gesunken ist aber auch die Zahl der Priester, 1992 betrug sie etwa 19 000, im Jahre 2005 an die 16 000, in den siebziger Jahren ca. 25 000. Im Jahre 2005 wurden knapp 200 neue Priesteramtskandidaten aufgenommen<sup>130</sup>.

In den USA sind 75 % der Priester und 91 % der Ordensschwestern sechzig Jahre alt oder älter. Von den restlichen 9 % der Schwestern ist der Großteil über fünfzig Jahre alt. Das ergab eine Studie der Jesuiten-Universität Georgetown für die das katholische Gremium „National Religious Vocation Conference“, die am vergangenen 11. August (2009) veröffentlicht wurde<sup>131</sup>.

Immer wieder empfiehlt man angesichts des Priestermangels die Aufhebung des Zölibates, scheinheilig erklärt man dann: Man muss den Zölibat aufheben, um die Seelsorge sicherzustellen und eine genügende Zahl von Eucharistie-Feiern zu garantieren. Dabei verschließt man die Augen davor, dass die In-Frage-Stellung des Zölibates oder das Unverständnis für ihn die Folge des Seelsorgenotstandes ist, nicht die Ursache, dass das eigentliche Problem der verlorene Glaube der Priester ist, womit deren Identitätsverlust gegeben ist. Der verlorene Glaube aber ist eine Folge der falschen Theologie, woraus dann ein moralischer Notstand resultiert, der die oftmals verheerenden Zustände in den Pfarreien hervorgebracht hat.

Was die genügende Zahl von Eucharistie-Feiern angeht, ist daran zu erinnern, dass die Sonntagsgottesdienste sich landauf landab durch gähnende Leere auszeichnen und dass nicht selten auch an Sonntagen Konzelebrationen stattfinden, ganz abgesehen von den vielen Priestern im Ruhestand, die nicht mehr die heilige Messe feiern. Unter ihnen dürften nicht wenige sein, die gern dazu bereit wären. Andere würden sich gewinnen lassen, wenn man sie dazu ermuntern würde.

Zum einen ist das Problem des Priestermangels ein relatives, zum anderen geht es hier nicht um die Quantität, sondern um die Qualität. Zudem: Schon seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wird auf den rapiden Rückgang der Studierenden auch in den evangelisch theologischen Fakultäten hingewiesen<sup>132</sup>. Im Studienjahr 2002/2003 haben sich in Deutsch-

---

<sup>130</sup> Vgl. Die Tagespost vom 17. März 2007; Internet: [www.dbk.de](http://www.dbk.de) (24. April 2007)

<sup>131</sup> Vgl. Kreuznet vom 12. August 2009.

<sup>132</sup> „Rheinischer Merkur“ vom 2. August 1996; „Christ in der Gegenwart“ 1992, IX.

land nur 200 Neuanfänger für evangelische Theologie angemeldet gegenüber 2200 zwölf Jahre zuvor<sup>133</sup>. Es geht also offenbar um den Glauben, der verdunstet.

Werben kann man für Priester- und Ordensberufungen nicht durch die Reduktion der religiösen, ethischen und intellektuellen Anforderungen, die man an die Priester und Ordensleute richtet, sondern nur, indem man die einen wie die anderen animiert, ihre Berufung authentisch und somit glaubwürdig zu leben und sich von jedweder Gestalt der Lüge, der Heuchelei und der Untreue zu verabschieden. Priester- und Ordensberufungen erwachsen aus Begegnungen mit Priestern und Ordensleuten, die imponieren.

Die immer wieder explizit oder implizit vorgebrachte Behauptung, man müsse den Zölibat aufheben, um die Seelsorge sicherzustellen und eine genügende Zahl von Eucharistiefeiern zu garantieren, sie hat verheerende Folgen. Allerdings: Was soll der Zölibat noch, wenn alles eh egal ist? Ein Priester, der nicht einmal besonders liberal ist, gewiss, er trägt einen Ring als Ausdruck seiner Eitelkeit, er erklärte vom Ambo aus: Es gibt eine Hölle! Aber sie ist leer! Wie sein Gesichtsausdruck dabei war, kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich von schlau bis verschmitzt. Das Ganze wirkt beinahe wie eine „Köpenickiade“. Man hat den Eindruck, dass eine ganze Generation von Priestern weder sich selber noch die Sache der Glaubensinhalte ernst nimmt. Das ist die Frucht einer schlechten, einer faulen Theologie über Jahrzehnte hin. Nicht zu Unrecht hat man von der Apotheose der Frage durch Karl Rahner (+ 1984) hingewiesen, der hier eine Schlüsselstellung innehat.

Der angebliche Notstand des Priestermangels in der Kirche ist heute für liberale Kräfte innerhalb der Kirche nicht nur ein willkommener Anlass, den Zölibat in Frage zu stellen, mit dem Hinweis auf den Priestermangel bemühen sie sich auch, alternative „pastorale Dienste“ einzuführen und auf diesem Weg das sakramentale Priestertum zu destruieren. Da sind sie auf jeden Fall erfolgreicher als bei Infragestellung des Zölibates für die Priester. Weithin scheint die Neuordnung der Seelsorge aus diesem Geist zu erfolgen. Die neuen Dienste der Laien bis hin zu dem Dienst des „Pfarrbeauftragten“ machen das sakramentale Priestertum überflüssig, zumindest stellen sie es von Grund auf in Frage. Die Architekten des „neuen Aufbruchs“ sind dabei vielmals ahnungslos, während die eigentlichen Drahtzieher hier klar sehen und eine Strategie der Nivellierung des Katholischen und seiner Protestantisierung verfolgen.

---

<sup>133</sup> Vgl. „Die Tagespost“ vom 21. Dezember 2002 (Nr. 153).

Der Protestantisierung der Kirche und damit auch der Destruktion des Priestertums dient heute auch die verbreitete Praxis der Interkommunion, an der sich häufig gar Priester beteiligen oder teilweise die Gläubigen dazu auffordern.

Verheerend wirkt sich die nichtsakramentale Beauftragung von Laien im Dienst der Seelsorge auf das sakramentale Amt und auf die sakramentale Gestalt der Kirche aus, sofern diese Beauftragung nicht als Provisorium verstanden wird, sondern als dauerhaft, und sofern man in ihr faktisch oft gar einen Fortschritt sieht. Da wird de facto das geweihte Priestertum substituiert und auf das allgemeine Priestertum der Gläubigen nivelliert.

In diesem Zusammenhang muss auch die undifferenzierte Zusammenfassung der Laien mit den Priestern durch die gemeinsame Bezeichnung „Seelsorger“ und „Seelsorgerinnen“ erwähnt werden. Die Seelsorge, die „Cura animarum“, hat noch immer die Weihe zur Voraussetzung, weshalb Laien lediglich Seelsorgehelfer und Seelsorgehelferinnen sein können. Mit ihnen tritt faktisch weithin eine neue Klasse von Kirchenfunktionären an die Stelle der Pfarrer, die nach Dienstzeit arbeiten und Gemeindebetrieb veranstalten<sup>134</sup>, die ihr Geschäft weiterhin als „Job“ betreiben und rein formal fungieren, und das nicht einmal in Konformität mit dem Glauben der Kirche. So ist es jedenfalls nicht selten.

Es ist im Keim verfehlt, einen flächendeckenden pastoralen Service zu organisieren, der zum einen nicht nötig und zum anderen nicht einmal erwünscht ist und der faktisch nicht effizient sein kann, mit dem man bestenfalls eine gewisse Bewegung in die Pfarreien hineinbringen kann, aber Glaubensverkündigung, authentische Hinführung zu den Sakramenten und vom Glauben getragene Spendung der Sakramente bleiben dabei auf der Strecke.

In diesem Zusammenhang sei auch auf eine fragwürdige Berufungspastoral hingewiesen, in der man diese ausweitet auf „Berufe der Kirche“ und damit die Berufung zum Priestertum und zum Leben nach den evangelischen Räten nivelliert. Laien können nicht die besondere Berufung des Priesters und der Ordensfrau oder des Ordensmannes ersetzen. Zudem ist es nicht sinnvoll, von einer Berufung zur Pastoralassistentin und zum Pastoralreferenten zu sprechen, so wenig wie es sinnvoll ist, von einer Berufung zum Organisten oder zum Messner oder zum Kirchenrendanten zu sprechen. Die Kirche braucht Priester und Ordensleute. Und diese können durch Laien nicht ersetzt werden. Sagt man das nicht deutlich, weckt man falsche Hoffnungen, macht man Versprechungen, die man nicht einlösen kann, ganz abgesehen

---

<sup>134</sup> Giovanni B. Sala, *Kontroverse Theologie. Ausgewählte theologische Schriften*, Bonn 2005, 183.



davon, dass man so dem Idealismus junger Menschen im Hinblick auf das Priestertum und auf das gottgeweihte Leben das Wasser abgräbt.

Undifferenziert spricht man heute von Aufbrüchen in der Kirche. Diese kann man jedoch nur als solche bezeichnen, wenn sie den authentischen Glauben der Kirche wieder sichtbar werden lassen und der Wahrheit die Ehre geben. Der Pragmatismus, der hier hervortritt, ist weithin Unwahrhaftigkeit und führt in die Unwahrhaftigkeit hinein.

Das so genannte Pfarrbeauftragtenkonzept ist nicht ein Hoffnungszeichen, sondern verhindert eine echte Reform der Kirche und beschleunigt ihren Verfall.

Der Weg der neuen pastoralen Dienste mag teilweise einer echten Hirtensorge entspringen. Er führt jedoch zu einer Kirche, die ihre Identität verloren hat.

Darüber hinaus ist dieser Weg zutiefst kontraproduktiv im Hinblick auf das Anliegen der Priester und Ordensberufe, das im Übrigen auch schon dadurch unterlaufen wird, dass man in einem Zug mit der Sorge um Priester- und Ordensberufe eine angebliche Sorge um die Bewerbung für die neuen pastoralen Dienste artikuliert.

Das Problem ist nicht der Priestermangel, die Priester selber sind das Problem, ihr Selbstverständnis und ihre Treue zu ihrer Berufung. Die Priestertragödien sind Legion. Auch von daher erklärt es sich, dass der Priesterberuf jungen Menschen nicht mehr erstrebenswert erscheint, dass sie ihre Berufung nicht erkennen und, wenn sie sie erkennen, nicht bereit sind, sie anzunehmen. Es gibt heute an die 400 000 Priester. 40 000 haben seit dem Konzil das Priestertum aufgegeben, zehn von 100<sup>135</sup>. Das bedeutet nicht, dass die anderen alle gut sind, ihren religiösen und pastoralen Verpflichtungen nachkommen und den ganzen Glauben verkünden. Im Gegenteil. Die 40 000 sind die Spitze des Eisbergs. Sie schaden der Kirche und ihrer Glaubwürdigkeit vielfach weniger als jene, die es vorziehen, keine klaren Verhältnisse zu schaffen.

Die Unzufriedenheit vieler Priester ist groß. Die Kritik an der Kirche eskaliert. Kritisiert wird vor allem der Papst, letzten Endes deswegen, weil er am Zölibat festhält, die Frauenordination

---

<sup>135</sup> Im Jahre 1969 haben allein in Frankreich insgesamt 1 500 Priester ihr Amt aufgegeben, haben von 40 Seminaristen einer Diözese 34 unmittelbar vor der Weihe das Seminar verlassen (Interview mit Kardinal Poupard; vgl. Internet: kathnet vom 19. Mai 2008).

nicht frei gibt, die Sexualmoral der Kirche für bindend erklärt und die Interkommunion nicht erlaubt.

In der unmittelbaren Gegenwart greifen nicht wenige Priester den Papst auf das Heftigste an, weil er ihnen in seinem Brief an die Priester vom 16. Juni 2009 den Pfarrer von Ars Jean Marie Vianney zum Vorbild gegeben hat. Dieser Kritik schließen sich nicht wenige Taufscheinchristen und vor allem nicht wenige Vertreter der Pastoralbürokratie an. Das schlägt sich dann in Kirchenzeitungen nieder, deren Redaktionen mit unverhohlener Sympathie auf der Seite der Kritiker stehen. Geschürt wird solche Kritik aus den Kreisen der „Kirche von unten“, die heute innerhalb der Kirche viel einflussreicher ist, als die Verantwortlichen in der Kirche es wahr haben wollen<sup>136</sup>.

Man kritisiert den Papst und den Pfarrer von Ars, den der Papst in seinem Schreiben als Vorbild der Priester proklamiert hat. Das ist grotesk. Darüber hinaus ist es ein Novum in der Geschichte der Kirche, dass man die Heiligen kritisiert. Auch dieses Faktum erinnert uns daran, dass die gegenwärtige Krise der Kirche nicht ihresgleichen hat in ihrer zweitausendjährigen Geschichte.

Die Kritik der Priester am Pfarrer von Ars und am Papst, der ihn den Priestern als Vorbild vorgestellt hat, erscheint in einem besonders seltsamen Licht angesichts der Tatsache, dass der Pfarrer von Ars der einzige Pfarrer ist, der heilig gesprochen worden ist in der Geschichte der Kirche. Allein, mit dem Widerspruch gegen dieses Vorbild verteidigt man den Verfall des Priestertums, denn der Pfarrer von Ars hat das Priestertum gelebt, wie es sich von seinem Wesen her darstellt.

Der Heilige von Ars war kein Mann der Gremien oder des Dialogs mit den Räten und den Vereinen, er betete viel vor dem Tabernakel, feierte täglich die heilige Messe und verbrachte täglich bis zu vierzehn Stunden im Beichtstuhl, kurz: er verstand sein Priestertum religiös. Das aber will der Großteil der Priester nicht mehr, und auch die Gläubigen wollen in der Majorität lieber einen weltläufigen Priester als einen frommen. Der Pragmatismus bringt der Kirche Augenblickserfolge, die ihrerseits jedoch nur von irdischem Glanz sind und das „*proprium christianum*“, das Christliche als solches, verdunkeln, langfristig ist er in jedem Fall tödlich für die Kirche.

---

<sup>136</sup> Die „Kirche von unten“ sind der Exponent einer beliebig definierten Christlichkeit.

In dem Protest gegen den Papst wehrt man sich nicht zuletzt gegen die Erkenntnis, dass der immer wieder beschworene Aufbruch in der Kirche sich inzwischen in den Augen vieler, auch wohl des Papstes, als Abbruch entlarvt hat, sowie gegen eine mögliche Korrektur des allgemein zur Schau gestellten Optimismus von Seiten des Papstes. „Hardliner am konservativen Rand der katholischen Kirche“ nannte kürzlich der Journalist der Katholischen-Nachrichten-Agentur Joachim Heinz jene, die den angeblichen Neuaufbruch der Kirche als Abbruch bezeichnen<sup>137</sup>, um sie zu verunglimpfen. Die Kritiker des Papstes nehmen ihm seinen vermeintlichen Konservatismus übel, derweil solche Kategorisierung grundsätzlich fragwürdig ist, speziell in diesem Kontext.

Was das Priestertum und die Kirche angeht, will der Papst das sakramentale Amtsverständnis und die sakramentale Struktur der Kirche wieder in den Blick rücken, das Übernatürliche am Priestertum wieder hervorheben und so das katholische Profil wieder zum Leuchten bringen<sup>138</sup>. Das ist sicher, aber was ist daran konservativ? Und was heißt das überhaupt: konservativ?

Die Amtsführung vieler Pfarrer ist heute ernüchternd. De facto besteht sie bei nicht wenigen von ihnen in Wichtigtuerei, Verkürzung des Glaubens der Kirche, antiautoritärem Gehabe, Abreaktion von Emotionen gegenüber der Autorität in der Kirche, vor allem gegenüber der Autorität des Papstes und viel Urlaub und Freizeit. Was noch übrig bleibt von der Pastoral ist weitgehend Bürokratie. Von geistlicher Betreuung der Gläubigen und von ihrer Hinführung zum Gebet und zu den Sakramenten kann man in sehr vielen Fällen nicht mehr sprechen.

Problematisch ist heute schon die Vorbereitung auf das Priestertum. Der langen wohl überlegten Vorbereitung auf das Priestertum, die früher oftmals schon mit dem kleinen Seminar begann, in der das religiöse Leben eingeübt wurde und die notwendigen Kenntnisse für den Priesterberuf vermittelt wurden, ist heute eine religiös-theologische Vorbereitung im Schnellverfahren gefolgt, in der die religiöse Einübung weithin einer amateurpsychologischen Supervision gewichen ist. Psychologisch wirkten sich früher sehr gut die sieben Weihestufen aus, auf denen der Alumne allmählich stufenweise zum Heiligtum und zur Feier des Opfers hingeführt wurde. Hier, aber auch sonst verkümmert der emotionale Bereich in der Vorbereitung

---

<sup>137</sup> Vgl. Links nach Rechts. Christliche Hardliner am konservativen Rand der Kirche: Kölner Domradio vom 29. Juni 2009.

auf die Priesterweihe weithin. Das ist eine verhängnisvolle Verarmung. Problematisch ist auch das Studium der Theologie geworden, weithin. Wie es faktisch erfolgt, bereitet es nicht auf das Priestertum vor. In der Regel fehlt der Theologie die rechte philosophische Grundlage. Auf sie aber kommt es entscheidend an im katholischen Verständnis des Christentums.

Gewiss war die Vorbereitung auf das Priestertum schon vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil nicht ideal. Vielfach war sie formalistisch erstarrt. Äußerlich stimmte es damals noch, die Formen waren intakt, mehr oder weniger, aber der innere Mitvollzug dieser Formen sowie die Inhalte waren defizient, teilweise extrem. Aber es gab noch viele Stützen, die heute nicht mehr vorhanden sind.

Ich habe mit meinem Theologie-Studium und mit meiner Seminar-Ausbildung im Jahre 1953 begonnen. Schon damals war die übernatürliche Komponente in der Theologie wie auch in der Spiritualität nicht besonders stark. An der Basis war sie vielleicht wirkmächtiger als in den oberen Etagen. Es gab noch viel Begeisterung, aber auch viel Resignation. Schon damals träumten viele von einer neuen Kirche und von einem ganz neuen Priesterbild, das an die Stelle des überkommenen treten müsse. Als dann im Jahre 1958 das Konzil angekündigt wurde, schlugen die Wellen der Begeisterung hoch. Begeistert war man nicht deshalb, weil man eine Vertiefung dessen erhoffte, was man hatte, und eine Verinnerlichung der Glaubenspraxis sowie neue missionarische Impulse, sondern irgendwie eine Revolution. Symptomatisch war damals die Hoffnung, dass die pflichtgemäße Ehelosigkeit der Priester durch das Konzil beseitigt werde.

Weil die Formation der Priester heute in menschlicher, religiöser und intellektueller Hinsicht nicht hinreicht, deshalb ist das priesterliche Amt - oder besser: der priesterliche Dienst - in den Augen vieler Priester oftmals nicht mehr als ein Job, mit dem man gut Geld verdienen kann, ohne dass die Arbeit, die man leistet, kontrolliert wird, und der einem eine gewisse soziale Stellung vermittelt. Das Image, das dem Priesterberuf trotz allem noch zukommt, instrumentalisiert man zur persönlichen Profilierung. Von daher stellt sich die Kirche heute weithin unwahrhaftig und unehrlich dar. Wie schlimm, ja, wie katastrophal das ist, das wird deutlich, wenn man bedenkt, dass die Wahrhaftigkeit die entscheidende Forderung Jesu an seine Jünger ist. Für Jesus rangiert sie noch vor der Liebe, denn die geheuchelte Liebe ist für ihn eine diabolische Perversion. Er selber nennt sich die Wahrheit und bezeichnet seinen Gegenspieler,

---

<sup>138</sup> Vgl. auch Artikel von Georg Alois Oblinger, in: Wochenzeitung „Junge Freiheit“ (Berlin) vom 10. August

den Teufel, als den Vater der Lüge. „Dazu bin ich gekommen“, erklärt er im Johannes-Evangelium, „um von der Wahrheit Zeugnis zu geben“ (Jo 18, 37).

Papst Paul VI. (+ 1978) hat wiederholt die Krise der Kirche beschworen. In einer Rede vom 7. Dezember 1968 erklärt er: „Die Kirche befindet sich in einer Stunde der Unruhe, der Selbstkritik, man könnte selbst sagen, der Selbstzerstörung. Dies ist wie eine innere Erschütterung ... die niemand nach dem Konzil erwartet hätte“. In einer Rede am 26. Juni 1972 stellt er fest: „Der Rauch Satans ist durch irgendeinen Riss in den Tempel Gottes eingedrungen“. Diese Sentenz ist in den letzten Jahren wiederholt zitiert worden. Papst Johannes Paul II. (+ 2005) spricht in diesem Zusammenhang von einer lautlosen Apostasie<sup>139</sup>. Nüchtern konstatiert Papst Benedikt XVI.: „... in vielen Teilen der Welt droht der Glaube zu erlöschen“<sup>140</sup>. Der frühere Präfekt der Glaubenskongregation, Vorgänger von Kardinal Ratzinger, Kardinal Šeper, hat das Wort geprägt: „Die Krise der Kirche ist eine Krise der Bischöfe“<sup>141</sup>. Mit größerer Berechtigung noch kann man sagen: „Die Krise der Kirche ist eine Krise der Priester“.

Eine Wiedergesundung der Kirche muss bei den Priestern beginnen, von wo die Krise ihren Ausgang genommen hat. Papst Benedikt setzt in dieser Hinsicht große Hoffnungen auf das „Jahr des Priesters“, das er anlässlich des 150. Todesjahres des Pfarrers vor Ars am 19. Juni 2009 ausgerufen hat. Er will durch diese Aktion den Wert und die Bedeutung der priesterlichen Sendung deutlich machen und für mehr Priesternachwuchs werben. Der im Jahre 1925 heilig gesprochene und im Jahre 1929 zum Patron der Pfarrer proklamierte Priester Jean-Marie Vianney (+ 1859) galt schon vor seinem Tod allgemein als Musterbeispiel eines frommen und engagierten Gemeindepriesters. - Das Jubiläumsjahr, das unter dem Leitwort „Treue in Christus, Treue des Priesters“ steht, soll das Profil der rund 404 000 Priester in aller Welt stärken und junge Menschen für das Ideal des Priesterberufes begeistern. Sofern das entscheidende Problem in der weltweiten Krise der Kirche die Priester sind, ist das Priesterjahr providentiell.

Das Priester-Jahr will das aufgreifen, was bereits die Weltbischofssynode im Jahre 1990 diskutiert hat und was dann in dem päpstlichen Lehrschreiben „Pastores vobis dabo“ im Jahre

---

2009.

<sup>139</sup> Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben „Ecclesia in Europa“ an die Bischöfe und Priester, an die Personen gottgeweihten Lebens und an alle Gläubigen vom 28. Juni 2003, Nr. 9.

<sup>140</sup> Papst Benedikt XVI., Brief an die Bischöfe vom 10. März 2009.

<sup>141</sup> Vgl. Der Fels, 1985, S. 345; 1986, S. 186.

1992 zusammengefasst wurde. Damals hatten die Synodalen über den Priestermangel, über die Identitätskrise der Priester und über deren verändertes Rollenverständnis gesprochen. Sie hatten die unersetzliche Rolle des Priesters für das Leben der Kirche und die Bedeutung unterstrichen, die ihm zukommt, sofern er der Leiter der Eucharistie, des zentralen Gottesdienstes der Kirche, und der Spender der Sakramente ist. Und sie hatten deutlich gemacht, dass der Priester ein Mann Gottes, eine reife Persönlichkeit und ein Intellektueller mit Herz sein muss. Im Priester-Jahr 2009/2010 nun dürfte vor allem die spirituelle Dimension des priesterlichen Lebens im Vordergrund stehen.

In dem Brief, den Papst Benedikt am 16. Juni 2009 aus Anlass des Priesterjahres an alle Priester der Weltkirche gesandt hat, macht er ihnen zunächst Mut für ihren anspruchsvollen Dienst, um dann darauf hinzuweisen, dass die Kraft, „vertrauensvoll in die Zukunft zu schauen“, aus dem Glauben an Jesus Christus, den göttlichen Meister, kommt. Dabei vertraut er das Priesterjahr, das dazu dienen soll, „im Innern jedes Priesters eine großherzige Wiederbelebung jener Ideale der völligen Hingabe an Christus und an die Kirche auszulösen, die das Denken und Handeln des heiligen Pfarrers von Ars bestimmten“, Maria, der Mutter Jesu an.

Er erklärt, der Pfarrer von Ars habe seine tägliche rückhaltlose Hingabe an Gott und an die Kirche mit seinem eifrigen Gebetsleben und seiner leidenschaftlichen Liebe zum gekreuzigten Jesus genährt. Wörtlich sagt er dann: „Möge sein Beispiel die Priester zu jenem Zeugnis der Einheit mit dem Bischof, untereinander und mit den Laien bewegen, das heute wie immer so notwendig ist“<sup>142</sup>.

Der Papst weist in seinem Brief darauf hin, dass im Zentrum des Wirkens des Pfarrers von Ars zum einen die tägliche Feier der heiligen Messe und zum andern die Spendung des Bußsakramentes gestanden hat. Tatsächlich hat der Pfarrer von Ars über viele Jahre hin 16 Stunden am Tag im Beichtstuhl verbracht. Auch in diesem Punkt ist er nach Meinung des Papstes ein Vorbild für die Priester<sup>143</sup>, mit Recht, unverständlich allerdings für den, der ein protestantisches Amtsverständnis hat.

In diesem Zusammenhang betont der Papst mit Berufung auf den Pfarrer von Ars, dass einerseits der Priester ein unermessliches Geschenk Gottes an die Kirche und an die Menschheit ist, sofern er die Sakramente spendet, vor allem das eucharistische Sakrament und das Bußsa-

---

<sup>142</sup> Schreiben des Papstes Benedikt XVI. zum Beginn des Priesterjahres vom 16. Juni 2009.

krament - der Priester feiert das Opfer Christi und setzt den geopfert und erhöhten Christus in der Welt gegenwärtig - und dass andererseits das eucharistische Sakrament ein Geschenk auch an den Priester ist, für das er nicht genug danken kann. Das wusste der Pfarrer von Ars, wie es kaum ein heiliger Priester je gewusst hat, ohne dass ihn das überheblich machte, stand ihm doch seine persönliche Unwürdigkeit stets vor Augen<sup>144</sup>.

Der Papst erinnert in seinem Schreiben an die Priester daran, dass der Pfarrer von Ars davon überzeugt war, dass von der Weise, wie der Priester die heilige Messe feiere, der ganze Eifer eines Priesterlebens abhängt. Mit den Worten des Pfarrers von Ars erklärt er: „Alle guten Werke zusammen wiegen das Messopfer nicht auf, denn sie sind Werke von Menschen, während die heilige Messe Werk Gottes ist“. Das ist eine indirekte Bestätigung des Axioms „Qualis Missa, talis sacerdos“<sup>145</sup>.

Der Papst hebt in diesem Zusammenhang in seinem Schreiben auch das unerschöpfliche Vertrauen des Pfarrers von Ars zum Sakrament der Buße hervor. Durch die Tatsache, dass er das Bußsakrament ins Zentrum seiner pastoralen Sorge gerückt hat sowie durch die Art und Weise, in der er das Sakrament verwaltet hat, ist er, so stellt der Papst fest, ein Vorbild für alle Priester<sup>146</sup>.

Papst Benedikt verweist in seinem Schreiben an die Priester auch darauf, dass der Pfarrer von Ars in eindrucksvoller Weise die Wirklichkeit gelebt hat, dass der Priester der Stellvertreter Christi ist, dass er nichts aus Eigenem hat, dass er vielmehr alles aus dem hat, den er repräsentiert, weshalb er nach der Meinung des Papstes mehr geeignet ist als viele andere Heilige, Vorbild der Priester zu sein<sup>147</sup>. Dabei geht der Papst davon aus, dass die priesterliche Existenz, wie der Pfarrer von Ars sie gelebt hat, in ihren wesentlichen Zügen zeitlos und immer gültig ist. - Jene, die ihm darin nicht folgen, wissen nicht oder nicht mehr, was die Identität des Priesters im Glauben der Kirche ist.

---

<sup>143</sup> Ebd.

<sup>144</sup> Ebd.

<sup>145</sup> Siehe oben S. 48.

<sup>146</sup> Schreiben des Papstes Benedikt XVI. zum Beginn des Priesterjahres vom 16. Juni 2009.

<sup>147</sup> Ebd.

Der Papst zitiert in seinem Schreiben das Wort des Pfarrers von Ars „Der Priester ist nicht Priester für sich selbst, er ist es für euch“<sup>148</sup>. Für den Priester ist das ein bedeutender Aspekt seiner Berufung.

Noch einmal zitiert der Papst den Pfarrer von Ars, wenn er schreibt: „Wenn wir recht begreifen würden, was ein Priester auf Erden ist, würden wir sterben: nicht vor Schreck, sondern aus Liebe ... Ohne den Priester würden der Tod und das Leiden unseres Herrn zu nichts nützen. Der Priester ist es, der das Werk der Erlösung auf Erden fortführt. ... Was nützte uns ein Haus voller Gold, wenn es niemanden gäbe, der uns die Tür dazu öffnet. Der Priester besitzt den Schlüssel zu den himmlischen Schätzen. Er ist es, der die Tür öffnet; er ist der Haushälter des lieben Gottes“<sup>149</sup>. Das sind schlichte Worte, aber sie sind voll tiefer Weisheit.

Der Papst charakterisiert den Pfarrer von Ars in seinem Schreiben als einen Priester, „den die apostolische Leidenschaft für das Heil der Seelen verzehrte“, der durch strenge Askese seiner Berufung nachzukommen versuchte und mit Wachen und Fasten den Leib zügelte, „um zu vermeiden, dass dieser sich seiner priesterlichen Seele widersetze“<sup>150</sup>. Und er stellt in diesem Zusammenhang fest, dass er nicht davor zurückschreckte, „sich selbst zu kasteien zum Wohl der ihm anvertrauten Seelen und um zur Sühne all der Sünden beizutragen, die er in der Beichte gehört hatte“<sup>151</sup>. Dass eine solche Aussage von manchen Priestern als anachronistisch verstanden wird, kann nicht überraschen. Richtigerweise müsste sie jedoch als Aufforderung zur Bekehrung verstanden werden.

In seinem Schreiben an die Priester hebt der Papst mit Nachdruck auch die Notwendigkeit der Zusammenarbeit der Priester mit den Laien hervor. Bewusst spricht er dabei von den gläubigen Laien. Er erinnert dabei an das Zweite Vatikanische Konzil, das die Priester ermutigt hat, „die Würde der Laien und die bestimmte Funktion, die den Laien für die Sendung der Kirche zukommt, wahrhaftig (zu) erkennen und (zu) fördern“, und das sie ermahnt „gern auf die Laien (zu) hören, ihre Wünsche brüderlich (zu) erwägen und ihre Erfahrung und Zuständigkeit in den verschiedenen Bereichen des menschlichen Wirkens an(zu)erkennen, damit sie gemeinsam mit ihnen die Zeichen der Zeit erkennen können“<sup>152</sup>.

---

<sup>148</sup> Ebd.

<sup>149</sup> Ebd.

<sup>150</sup> Ebd.

<sup>151</sup> Ebd.

<sup>152</sup> Ebd.; vgl. *Prebyterorum Ordinis*, Nr. 9



Ein spezifisches Problem der Kirche ist heute das, dass sich nicht selten halbgläubige oder ungläubige Laien in der Kirche engagieren, dass sie sich in die Gremien hineindrängen oder durch Priester in sie hineingeholt werden, denen die Gabe der Unterscheidung der Geister abhanden gekommen ist. Da vertreten dann Laien die Kirche oder stehen in ihrem Dienst, bei denen man beim besten Willen nicht erkennen kann, dass sie dem Aufbau der Kirche dienen wollen. Oftmals hat man gar den Eindruck, dass sie durch die „Kirche von unten“ gesteuert werden. Nicht wenige Mitglieder des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken stehen auf der Seite von „Donum vitae“ und stellen sich damit gegen den ausdrücklich von Papst Johannes Paul II. geforderten Verzicht der Kirche auf die Einbindung in die staatliche Schwangerschaftsberatung, die als „offene Beratung“ nicht mit den Prinzipien der Kirche vereinbar ist. Das provozierte kürzlich noch einen Eklat, als das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken ausgerechnet einen der Gründer von „Donum vitae“ als Kandidaten für die Präsidentschaft vorschlug und dieser durch die Deutsche Bischofskonferenz abgelehnt wurde. Wo immer die Verantwortlichen in der Kirche für Ordnung, Konsequenz und Kohärenz eintreten bei jenen, die die Kirche nach außen hin vertreten und die in ihrem Dienst stehen, kündigen sich neue Konflikte an.

Ein wesentliches Attribut der priesterlichen Existenz ist die kindliche Liebe zur seligen Jungfrau Maria. Wer sie als Priester nicht hat, wird über kurz oder lang in seiner priesterlichen Existenz scheitern. Auch in diesem Punkt hebt der Papst die Vorbildfunktion des Pfarrers von Ars für den Priester hervor, wenn er feststellt, dass dieser stets mit Andacht und zugleich mit Vertrautheit von Maria gesprochen hat<sup>153</sup>, und wenn er ihn zitiert mit den Worten: „Nachdem Jesus Christus uns alles gegeben hatte, was er uns geben konnte, wollte er uns noch das Wertvollste als Erbe hinterlassen, das er besitzt, nämlich seine Mutter“<sup>154</sup>.

Zwar ist das sakramentale Wirken des Priesters objektiv, aber fruchtbarer ist es, wenn der Priester sich gänzlich mit seiner Aufgabe identifiziert. Andererseits leidet sein Wirken, wenn er Ärgernis gibt oder ein sündhaftes Leben führt. Nicht zuletzt gefährdet er dann aber auch seinen Glauben, weil dieser immer auch gelebt werden muss. Es ist eine grundlegende Aufgabe der Priester, Christus nicht nur objektiv zu repräsentieren, sondern ihn auch in ihrem Verhalten und in ihrem Leben transparent zu machen. Die objektive Heiligkeit des Dienstes des Priesters muss sich mit der subjektiven Heiligkeit des Priesters in seinem Leben verbinden. Auch daran erinnert Papst Benedikt in seinem Schreiben an die Priester zum Beginn des

---

<sup>153</sup> Kathnet vom 15. August 2009.

Priesterjahres mit dem Hinweis auf den Pfarrer von Ars, wenn er feststellt, dass dieser die Mitglieder seiner Pfarrei in erster Linie durch das Zeugnis seines Lebens belehrt hat<sup>155</sup>.

Im Priestertum der Kirche lebt und wirkt Christus fort. Das bedingt die Wertschätzung und die Hochschätzung des Priesterstandes. Es geht hier um die übernatürliche Sicht des Priesters. Diese ist heute weithin verloren gegangen, im Zuge der allgemeinen Säkularisierung und des Glaubensverlustes, sowohl bei den Priestern selbst als auch bei den Gläubigen. Es ist nicht zuletzt das Anliegen des Priesterjahres, das der Heilige Vater proklamiert hat, dass die übernatürliche Sicht des Priestertums der Kirche, die mit der übernatürlichen Sicht der Kirche als solcher zusammenhängt, neu gegründet und gefestigt werde. Das würde nicht zuletzt auch wieder mehr junge Menschen für den Ruf Gottes öffnen.

In dem Maße, in dem der Priester selber das Priestertum hoch schätzt, in dem Maße werden es auch die Gläubigen tun. Solche Hochschätzung führt den Priester nicht zur Überheblichkeit, sondern zur Demut, denn diese Hochschätzung ist ja relativ, bezogen auf Christus, und in religiöser Perspektive ist das Priestertum stets als eine unverdiente Gnade zu verstehen. Es ist merkwürdig, dass jene Priester, die sich anbiedern, denen es im Grunde an der Selbstachtung fehlt - sie sind heute eindeutig in der Mehrzahl - die Nase besonders hoch halten. Der gängige Typ des Priesters, der sich nicht nur zivil, sondern vielfach auch ordinär kleidet und unter Umständen gar provokativ, ist im Allgemeinen von einer außergewöhnlichen Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit bestimmt. Das zeigt sich vor allem in der Manipulation des Glaubensgutes, in der Eigenwilligkeit bei der Feier der Liturgie und in der exzessiven Kritik an der Kirche, mit der diese Priester sich in keiner Weise identifizieren, der sie sich vielmehr bewusst entgegenstellen, die sie verächtlich die Amtskirche nennen, wobei ihre Kritik sich vor allem auf den Träger des Petrusamtes richtet. Das zeigt sich ferner im Desinteresse an den Menschen, die ihnen anvertraut sind, und in einem gestörten Verhältnis zur Tugend der Wahrhaftigkeit.

Vor einiger Zeit fragte mich eine entschiedene Katholikin - sie hat ein abgeschlossenes Philosophiestudium und ein abgeschlossenes Theologiestudium -, woran man denn erkennen könne, ob ein Priester echt sei. Ich dachte: Das ist allmählich für viele, die es ernst meinen mit der Kirche und mit dem katholischen Glauben, eine existentielle Frage geworden. Meine Antwort lautete: Sie können das erkennen erstens an der Priesterkleidung, zweitens an der Weise,

---

<sup>154</sup> Schreiben des Papstes Benedikt XVI. zum Beginn des Priesterjahres vom 16. Juni 2009.

wie der Betreffende die heilige Messe feiert, und an der Danksagung, die er nach der heiligen Messe macht. Ich sagte, große Skepsis gegenüber der priesterlichen Existenz eines Priesters sei begründet, wenn die Danksagung stets ausfalle, noch größer müsse die Skepsis allerdings sein, wenn der Priester nicht mehr täglich die heilige Messe feiere. Ich nannte dann noch ein drittes und viertes wichtiges Kriterium für die Integrität des Priesters, dessen positive Stellung zur Kirche und zum Heiligen Vater und dessen Liebe zur Mutter Jesu, zur Mutter der Kirche. Aus der Wertschätzung des Priestertums folgt die Verpflichtung zum Gebet für die Priester, vor allem für jene, die man kennt, für die lebenden und für die verstorbenen Priester, und dafür, dass auch in unserer Zeit viele gute Priester von Gott berufen werden, dass gut geartete junge Menschen den Ruf Gottes hören und dass sich niemand in das Heiligtum einschleicht, dass nur lautere Charaktere den Weg zum Priestertum finden. Das Gebet ist wirksamer, wo es mit dem Opfer verbunden wird. Die schlimmsten Dämonen können nach einem Jesus-Wort nur durch Fasten und Beten vertrieben werden (Mt 17, 20; Mk 9, 28).

#### ANSPRACHE ZUM BEGINN DES EINKEHRTAGS (ZUM FEST VOM KÖNIGTUM MARIENS)

Schon am Morgen der Geschichte des Heiles wird die Mutter Jesu erwähnt. Wo immer von dem Erlöser die Rede ist, da ist auch von ihr die Rede. Zum ersten Mal geschieht das im Buch Genesis, wenn es da heißt: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau ... sie wird dir den Kopf zertreten“ (Gen 3, 15). Einige hundert Jahre später lesen wir bei Jesaja: „Die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, sein Name wird sein Emmanuel, Gott mit uns (Jes 7, 14).

Maria ist die Hoffnung der Menschheit in der Nacht der Sünde, sie ist die Morgenröte des Heiles. Sie geht der Sonne, Christus, voraus. Das gilt nicht nur für die universale Geschichte des Heiles, auch für die individuelle. Das heißt: Bis zum Jüngsten Tag geht Maria Christus voraus, auch im Leben der Gläubigen. Der Weg zu Christus führt über seine Mutter, zumindest der sicherste Weg.

Seit jener denkwürdigen Stunde, da Christus am Kreuz starb und Maria unter dem Kreuz stand, ist sie nicht nur die Mutter Jesu, sondern ist sie die Mutter eines jeden von uns, vorausgesetzt, dass wir sie in unser Leben hineinnehmen, wie Johannes sie in sein Leben hineingenommen hat.

Maria erinnert uns an jene Frau, die Gott am Morgen der Schöpfung zur Mutter allen Lebens eingesetzt hatte, der Gott zusammen mit Adam das ganze Universum anvertraut hatte. Sie sollte als die Mutter aller Menschen die Güte und Liebe Gottes zeigen und darstellen, wie sie in der Schöpfung waltet. Darin aber hat sie versagt. Sie wollte nicht geben, sondern nehmen, sie wollte nicht dienen, sondern herrschen. Sie stellte sich zusammen mit Adam gegen Gott und begründete zusammen mit ihm das Unheil. Gott hat sie jedoch nicht fallen lassen. An die Stelle Adams stellte er Christus, den neuen Adam, an die Stelle Evas Maria, die Mutter des Heiles. Noch einmal hat Gott es mit einer Frau versucht. Sie sollte die Vertreterin der ganzen Menschheit sein. Ja, mit ihr zusammen wollte Gott die Erlösung vorbereiten.

Die zweite Eva, sie hat alle Erwartungen Gottes voll erfüllt und trat an die Seite des Erlösers, des Gottmenschen. Das war eine ehrenvolle Berufung, die sie in Freiheit angenommen hat. Da ist es verständlich, dass wir sie in der Lauretanischen Litanei als die Ursache unserer Freude verehren. In der Erlösung kulminiert die Freude der Menschheit, die dankbare Freude der Menschheit oder besser: In der Erlösung sollte die dankbare Freude der Menschheit kulminieren.

Dank ihres freien Ja wurde Maria die Mutter des Erlösers. Gott hätte uns nicht erlöst ohne das freie Ja seiner auserwählten Tochter, denn immer nimmt er die Freiheit der Menschen ernst, niemals drängt er sich uns Menschen auf. Das gilt für die universale Heilsgeschichte wie für die individuelle. Darum ist die Hingabe an Gott, welche Maria bekundet hat am Morgen ihrer Berufung und die sie gelebt hat in konsequenter Treue, so verdienstlich. Darum müssen sie selig preisen alle Geschlechter.

Die Mutterschaft Mariens ist ihre höchste Auszeichnung. In ihr sind all ihre Privilegien begründet. Die jungfräuliche Mutterschaft Mariens, sie ist die Grundaussage unseres Marienglaubens. Die Mutter des Erlösers wurde unter dem Kreuz die Mutter der Erlösten. Die uns einst in der Fülle den Erlöser gebracht hat, sie bringt ihn uns immer wieder aufs Neue in unsere Welt und in unser Leben. Darum gehört sie in die Mitte des Evangeliums hinein. Dar-

um verkürzen jene christlichen Denominationen, die das nicht realisieren - und sie sind zahlreich - das Evangelium um eine wesentliche Dimension. Vor allem tendieren sie dahin, die Göttlichkeit des Sohnes einzuebnen. Das ist eine Erfahrung, die wir immer wieder machen können. Die Verehrung der Mutter Jesu schärft den Blick für das gottmenschliche Geheimnis des Erlösers. Mit Maria steht und fällt der Christusglaube. Wo Maria verachtet wird, da gerät der Glaube an das Geheimnis der Gottessohnschaft Jesu über kurz oder lang unter die Räder. Das gilt für die Christenheit als solche und für die christliche Glaubensgeschichte insgesamt, das gilt aber auch für die Glaubensgeschichte des Einzelnen.

Gottesgebälerin nannte das Konzil von Ephesus Maria im Jahre 431 gegen die Nestorianer, deren Lehre letztlich darauf hinauslief, dass der Erlöser nur ein Mensch war, auf dem der Geist Gottes ruhte. So wie es heute wieder ist in einem säkularisierten Christentum. Weithin stellt es sich als nestorianisch dar, wenn es sich überhaupt noch darstellt. Immer war es so in der Geschichte des Christentums, dass die Mariendogmen den Christusglauben verteidigten.

Dabei gilt: Wer das Geheimnis der Mutter leugnet, der leugnet auch das Geheimnis des Sohnes. Wer die Mutter liebt, der liebt den Sohn. Wem die Mutter gleichgültig ist, dem ist es auch der Sohn. Das gilt schon im natürlichen Bereich.

In der universalen Geschichte des Heiles geht Maria ihrem Sohn voraus, begegnet sie uns als die Morgenröte des Heiles. Das gilt auch für die individuelle Geschichte des Heiles. Maria bereitet uns den sicheren Weg zu Christus, wie es in einem alten Marienhymnus heißt. Damit führt sie uns aber auch zur Kirche, zu dem fortlebenden Christus, weshalb sich auch mit der Liebe zu Maria die Liebe zur Kirche verbindet.

Wo heute die Kirche geschmäht wird durch solche, die sich nominell noch als in der Kirche verstehen, und das geschieht nicht selten, da wird auch die Mutter Jesu verachtet, zumindest wird sie da nicht geachtet und verehrt, da ist aber auch Christus nur noch „einer von uns“, wie man so schön sagt, ein einfacher Mensch, den man zum Gottmenschen hochstilisiert hat.

Wo die Verehrung Mariens verkümmert - und das geschieht heute in weiten Bereichen der Kirche -, da ist auch das Christusgeheimnis und da ist auch das Geheimnis der Kirche nivelliert, naturalisiert. Daher können wir die alte christliche Lebensregel „per Mariam ad Jesum“, „durch Maria zu Jesus“ um ein wichtiges Element erweitern, indem wir sagen: „Per Mariam ad Jesum et ad ecclesiam“, „durch Maria zu Jesus und zur Kirche“. Erinnerung sei in

diesem Zusammenhang an ein geflügeltes Wort, das aus der Mitte des Glaubens heraus formuliert wurde: „Servus Mariae numquam peribit“, ein Knecht Mariens wird alle Schrecken dieser Welt und dieses Lebens überwinden, vor allem geht er am Ende nicht zugrunde, durch alle Niederlagen hindurch wird er gerettet.

Schon im natürlichen Leben ist es so: Wenn die Mutter da ist, kann einem nicht viel passieren. Unsere himmlische Mutter aber kann uns mehr Geborgenheit schenken als alle irdischen Mütter zusammen.

Daher hieß es früher immer „de Maria numquam satis“, „hinsichtlich des Lobpreises und der Verehrung Mariens können wir nie genug tun“.

Die Heilige Schrift bezeugt es, dass das Marienlob nicht verstummen wird: „Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“. Diese Voraussage hat Gott Maria in den Mund gelegt. Die Prophetie Mariens verpflichtet uns. Amen.